

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Durch die Blume. Von Max Lehrs	155
Berliner Begegnen. Von Lothar von Gurowski	159
Ein Gespräch über Schwind. Von Franz Servus	161
Wanderung ins Mittelalter. Von Benno Müllenhauer	171
Am Hebertingersee. Von Wilhelm von Schol	177
Selbstkannengien. Von Felix Braun und Friedrich von der Leyen	185
Die Goldkiste	187

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Max Ulrich & Co.,

Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

7913 Kasse u. Effektenabteilung.

7914

7915

7916

Kuxenabteilung.

Telegramme: **Ulrichs.**

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

Selzer
Laurence & Co., Hofl.



Natürl. Mineralwasser.

Erfrischung. **Selzer** Gesundheit.

= Das beste wohlbekömmlichste Mineralwasser =
Jahres-Consum 4 Millionen Flaschen.

General-Vertretung:

C. A. Gustavus Inh.: **A. Pause**, Schöneberger Ufer 23.

Fernsprecher: Amt 6 No. 2810. Amt 9 No. 5346.

Man verlange stets

Grosskarbener Selzer.



Waldemar Stahknecht, Neuhaldensleben

Kunstkeram. Erzeugnisse

(Büsten, Figuren, Wanddekorationen i. Fayence, Majolika, Terrakotta)

Spezialität:

Bronce-Gefässe u. Blumenkübel

Patinierte, geschliff. Fonds. * Pol. plast. Goldornamente.

Wasserdicht! Dauerhaft!

Neue Dekore: **Getrieben Kupfer und Eisen.**

Erhältlich in den Luxusgeschäften, „wenn nicht“ auch direkt.



BERLIN

DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF

FIVE O'CLOCK-KONZERT 4-6.

Mädler's Patent-Koffer

unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit
sowie sämtliche

Reise-Artikel und Lederwaren

Moritz Mädler

Leipzig
Petersstr. 8

Berlin
Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
Neuerwall 84

Frankfurt a. M.
Kaiserstr. 29

Preisliste versende gratis: **Moritz Mädler, Leipzig-Lindenu.**



Berlin, den 4. Mai 1907.

Durch die Blume.

Ein Beitrag zur Geschichte des guten Geschmacks in Berlin.

Seufzehn Jahre sind vergangen, seit mein Freund Lichtwark seine Philippika gegen den schlechten Geschmack der Blumenhändler in Berlin ausgingen ließ.*) Es war die Zeit der fürchterlichen Zellerbouquets, die eine rothe Kamelie, umgeben von ausgerupften weißen und blauen Hyazinthen und Primeln, enthielten, in konzentrischen Ringen, wie man es mit harten Eiern, rothen Rüben, Sardellen und Pfeffergurken beim Arrangement des Heringssalates zu sehen gewohnt war. Diese Bouquets, mit Vermeidung jedes grünen Blattes, aber mit reichlicher Verwendung von Draht hergestellt, umgab die traditionelle Spitzenpapiermanchette, die sich seitdem auf das verwandte Gebiet der Torten und Baumkuchen zurückgezogen hat und deshalb nicht mehr in den Blumenläden, sondern in den Konditoreien angetroffen wird. Ich weiß nicht, ob die Zellerbouquets hier und da noch in entlegenen Provinzialstädten zu finden sind; in Berlin wird man ihnen schwerlich mehr begegnen. 1890 wurden nach Lichtwark die ersten wilden Blumen: Schneeglöckchen, Primeln, Anemonen, Bergischmeinnicht, auf dem Potsdamer Platz feilgeboten und von da drangen sie langsam, aber sicher in die Blumenläden, wo man anfing, die Zugehörigkeit der grünen Blätter zu den Blumen, mit denen sie gewachsen waren, als eine in der Natur der Pflanze begründete Thatsache anzuerkennen.

Aber jede neuentdeckte Wahrheit braucht ihre Zeit, bis sie ins Volk dringt, und so konnte man noch lange nachher zur Sommerzeit jene Sträuße eng aneinandergedrückter Kornblumen auf den Straßen sehen, die erfolgreich mit

*) „Makartbouquet und Blumenstrauß“. 1892.

dem Effekt blauer Wollenkäuel wetteiferten, bis es einem geschmackvollen Blumenhändler — seinen Namen hat Alio leider nicht der Nachwelt überliefert — einfiel, die blauen Cyanen an langen Stielen, wie sie im Korn gewachsen waren, mit dem zarten Graugrün ihrer schmalen Blätter zu einem graziösen Strauß zu vereinen. Anfangs staunten die Berliner über die Kühnheit eines Mannes, der die Natur zur Lehrmeisterin der Kunst des Blumenbindens zu machen wagte; aber schließlich fanden sich doch einzelne Gutgefinnte, die einsahen, daß der „*„neueret steht‘ hatte; und sie kauften‘ jezt waare.“*“ ein größs Muster wort Nachseifung“: bald sah man überall in den Schaufenstern der „Fleuristen“ leicht gebundene Blumensträuße ohne Draht und Spitzenpapiermanchette. Selbst die langen Zweige des Haselnußstrauches mit ihren grünen Lämmerschwänzchen, die rosenfarbige Mandelblüthe, die blassgelbe Forsythia kamen zu Ehren; und sogar die wegen ihrer Geruchlosigkeit und angeblichen Steifheit verschrieenen Tulpen wurden salonsfähig. Man kaufte sie in Bündeln und stellte sie lose in hohe Gläser, um sich an der Schönheit ihrer Farben und der Grazie ihrer feingebogenen Stengel zu erfreuen. Zur selben Zeit entdeckte man, daß man — wie es in England von Alters her Sitte gewesen — Blumen auch zum eigenen Gebrauch oder zum Tafelschmuck kaufen könne und nicht nur, wie die Tellerbouquets, zu Geschenken an Geburtstagen von Tanten oder zu anderen Familienfesten.

Einer der ersten Blumenhändler, bei denen geschmackvolle Sträuße in Berlin zu haben waren, hieß Ranjo und hatte einen winzigen Laden in der Leipzigerstraße, später in der Friedrichstraße. Seine Spezialität waren russische Beilchen. Ich glaube, er gab schon in den achtziger Jahren den vergeblichen Kampf gegen den ortsüblichen Geschmack und sein Geschäft auf. Vielleicht waren auch andere Gründe dafür bestimmend; ich habe es leider versäumt, mich rechtzeitig danach zu erkundigen, und bin auf die trügerische Quelle der persönlichen Erinnerung angewiesen. Jedenfalls war er, wie ein Orzennium, später Wiebe in der Potsdamerstraße, ein Vorläufer des guten Geschmacks in Berlin und sein Gedächtniß soll — ob er noch unter den Lebenden weilt oder nicht — in Ehren bleiben.

Dann vergingen viele Jahre. Mein Lebensweg entführte mich dem Weichbild Berlins; und in Dresden lernte ich einen hochentwickelten Blumenkultus kennen, der auf offenem Markt von den zahlreichen Engländerinnen und Amerikanerinnen genährt und gefördert wurde, denen Blumen zum Lebensbedürfnis gehörten. Jede Marktfrau verkaufte die zarten Kinder Floras in Bündeln mit unverkürzten Stielen und Blättern, wie sie von den Fremden verlangt und gut bezahlt wurden. Für den verwöhnteren Geschmack sorgte Emma Hölzner in der Seefstraße, deren Rosen und Nelken an Schönheit unter den zahlreichen Blumenläden von Elb-Florenz unerreicht dastanden und die auch

im Arrangement loser Blumen mit langen Stielen einen ungewöhnlichen Geschmack bekundete.

Als ich nach einem Vierteljahrhundert in die Vaterstadt zurückkehrte, fand ich Vieles anders, als ich es verlassen. Auch der Geschmack an Blumen hatte sich verändert; aber zum Guten, was man von anderen Dingen nicht so ohne alle Einschränkung behaupten konnte. Der Blumenhandel hatte „kunstgewerbliche“ Wege eingeschlagen und es gab Läden, wie, zum Beispiel, den von Otto Möhrke in der Schiffstraße, der bezeichnender Weise die Aufschrift: „Frische Blumen, Kunsthandlung“ trug. In der That war hier der „Kunst im Leben der Blume“ ein besonderes Recht eingeräumt. In schweren Thongefäßen, glasierten und unglasierten, prangten Sträuße von ungewöhnlichen Dimensionen. Man erkannte schnell den Geschmack eines wirklichen Künstlers, der nur mitunter dem Gefäß einen zu starken Accent gegenüber dem Inhalt geliehen hatte. In den bronzierten Wurstkränzen (man verzeihe mir diese etwas gewagte, aber die Eigenart charakterisirende Bezeichnung), den lang herabhängenden vergoldeten Bändern, in den orangegelb, mennigroth, blau oder violett gefärbten Immortellenbäumchen machten sich deutlich Münchener Einflüsse geltend, Anklänge an Festdecorationen, wie sie Lenbach und Stuck im großen Prunksaal des Künstlerhauses ausgebildet hatten.

Der „Stil Möhrke“ machte Schule und man traf alsbald in anderen Blumenläden des Westens Nachseiferer, die es ihrem Vorbild gleichthun wollten, ohne es jedoch anders als in Neußerlichkeiten zu erreichen. So war es ja auch — mutatis mutandis — in der Architektur Alfred Messel ergangen, als er im Wertheim-Palast Normen geschaffen, die bestimmend für ungezählte Baarenhäuser in ganz Deutschland wurden.

Köstliches Material an frischen Blumen fand ich in den verschiedensten Geschäften: Orchideen in reicher Auswahl bei J. G. Schmidt Unter den Linden, Rosen bei Adolf Roschel, Nelken von ungewöhnlicher Größe und Schönheit bei Paul Hanuschky, Potsdamerstraße, und bei H. Reiche am Kurfürstendamm. Die farbenprächtigsten Anemonen hatte Louis Meinel in der Joachimsthalerstraße ausgestellt. Aber es fehlte fast überall an dem sicheren Blick und der ordnenden Hand, die das bunte Vielerelei des Materials zur künstlerischen Einheit gebunden hätte. In manchen Schaufenstern begegnete man sogar horriblen Scheußlichkeiten. Die Spitzenpapiermanchette war zwar verschwunden, aber an ihrer Stelle machte sich eine Vorliebe für gekrepptes, farbiges Papier breit, das zuerst schüchtern die feine Ockerfarbe der thönernen Blumentöpfe verdeckte, später in abenteuerlichen Spiralen die eingepflanzten Rosen und Azaleen umwucherte und den Gipfel der Geschmacklosigkeit in jenen hohen, getriebenen Fliederbüschen erreichte, bei denen die zarten, blassen Blüthendolden im Gewirr gleichfarbigen Papiers und breiter, propiger Atlaschleifen erstickten. Selt-

lamer Weise suchte man die Farbe der Umhüllung meist jener der Blumen anzupassen, statt sie durch eine abweichende Farbe in ihrer Wirkung zu heben. Solche „Arrangements“ konnte man natürlich nicht zu eigener Freude kaufen, sondern nur zu Geschenken, die möglichst kostbar aussehen sollten. Selbst den inzwischen modern gewordenen Tulpen that man Gewalt an, indem man ihre Blütenblätter nach außen bog und sie so, bis zur Unkenntlichkeit entstellte, als falsche Kamelien in Kränzen verwendete. Hierher gehörten auch dunkelrothe Rosen mit sinnigen Aufschriften in weißer Farbe: „Ich liebe Dich!“ oder so ähnlich, die in einem Schaufenster der Friedrichstraße prangten. — Aber genug von diesen Absurditäten!

Eines Tages führte mich der Weg durch die Lützowstraße; und ich blieb erstaunt vor einem kleinen Blumenladen, zwischen dem Elisabethkrankenhaus und Blumeshof, stehen, der die Aufschrift: „Franziska Bruck, Frische Blumen“ trug. Was in den zwei nicht eben großen Schaufenstern ausgestellt war, erregte zuerst meine Bewunderung und dann meine Neugier. In schöner Harmonie standen da japanische Körbe, Bronzeschalen und kaskelitte Japenccgegefäße, gefüllt mit den köstlichsten Blumen und Blüthenzweigen. In einem flachen Korb wuchsen aus dunkelgrünem Moose blauviolette Iris mit gelben Kelchen neben zierlichen Schilfkolben, aus einer gehackelten Bronzervase hoben sich riesige Zweige mit Apfelblüthen, graziose Orchideen überflutheten mit dem zarten Gelb und Braun ihrer hundert Blüthen ein auf hohem Ständer emporragendes Bambusgefäß. Und all diese knospende, grünende und blühende Märchenpracht war mit einem trefflicheren Gefühl für die farbige Gesamtwirkung, mit einem Respekt vor der natürlichen Eigenart jeder Pflanze zusammengestellt, daß man den Eindruck hatte, im Boudoir einer mit seltenem Geschmac begabten Welt-dame zu sein, deren Hände feinsinnig zur eigenen Freude ein Paradies im Kleinen geschaffen hätten. Auf die Idee, daß hier an einer verkehrsreichen Straße Blumen zum Verkauf ausgestellt seien, kam man gar nicht. Ich widerstand nicht der Versuchung, einzutreten, um die Schöpferin dieses Zaubergärtleins kennen zu lernen, und befand mich alsbald einer Dame gegenüber, die sich sofort als warme Freundin aller Blumen, als gewiegte Kennerin ihrer Namen und Arten entpuppte. Sie hatte Lichtward gelesen und mit Ruhen gelesen, was sie für ihre Zwecke brauchen konnte. Die japanischen Körbe, Vasen und Bronzeschalen hatte sie sich an der ersten Quelle für solche Dinge, in der Kunst-handlung von Wagner & Co., verschafft. Die strengen Regeln des Blumenarrangements der Japaner, die für diese Blüthe nur diese Schale, für jenen Zweig nur jene Vase erlauben, schien sie sich zu eigen gemacht zu haben. Mit der Bescheidenheit, die eine Schwester der Sachkenntniß ist, sprach sie über Wege und Ziele des guten Geschmacks in der Kunst des Blumenkultus; und ich verließ ihren Laden mit dem befriedigenden Bewußtsein, daß man ein Ge-

schäft praktisch und kaufmännisch führen und sich doch dabei ein Wenig Idealismus bewahren könne.

Da mir meine persönliche Lebensführung nur eine Art von platonischer Liebe für schöne Blumen gestattete, beschränkte ich den Genuß an Franziska Brucks „gesammelten Werken“ auf einen häufigen Besuch ihrer Schaufenster; aber ich empfahl sie als weisen Raben (wenn dieser Vergleich bei einer Dame erlaubt ist) meinen Blumen kaufenden Vettern und Freunden und hatte die Genugthuung, sie hin und wieder auch von einer neuen Seite, nämlich als Meisterin im Arrangement des Tafelschmuckes, kennen zu lernen und zu bewundern. Auf der Bindekunst-Ausstellung, die freilich viel Oedeß und Abgeschmacktes bot, erhielt sie denn auch die wohlverdiente Medaille. Ein Konkurrent, mit dem ich darüber in der Ausstellung sprach, lobte etwas lauwarm ihren guten Geschmack. „Aber“, setzte er gönnerhaft hinzu, „ein Geschäft ist damit nicht zu machen.“ — Rein: mit bloßem Geschmack und Idealismus freilich nicht. Darin hatte der Mann vollkommen Recht. — Aber wir Idealisten lassen uns nun einmal das Hoffen und Harren nicht verbieten.

Professor Dr. Max Lehrs.



Berliner Sezession.

Ein Brief an Max Liebermann.

Verehrter Herr Professor, ich habe die Ausstellung der Berliner Sezession und Ihre große Portraitgruppe der hamburger Professoren gesehen. Man wird viele Epigramme daran heften; empfangen Sie freundlich das meine.

Aus diesem Bild spricht Einer, dem die Geduld gerissen ist. Bald wurde geflüstert, man müsse so, bald, man müsse anders malen. Hier ruft eine Stimme: „Ich male, wie ichs kann.“ Aus dem Bilde spricht lutherische (darf ichs sagen?) Grobheit: „Ihr Hunde, mir ist der Tag gekommen, deutlich zu werden!“ Hier hat ein Schmied den Amboss in die Erde getrieben; mit einer in sechzig Jahren gesammelten Kraft, die ihn stärker macht als alle anderen. Ich fühle das Genie, den rechten Augenblick für solche Kraftleistung gefunden zu haben. Ich bewundere nicht nur den Schlag und die Ungeduld (sie hätte Jeden umgebracht, der den Künstler bei seiner Arbeit gestört hätte): ich bewundere auch die Geduld, die Fähigkeit, Jahrzehnte lang sich zurückzuhalten und sich zu steigern, abzumar-

ten, bis der Tag zur höchsten Krastenfaltung gekommen ist. Wie viele Junge werden beginnen, wie Sie enden, und ihr Leben, mit erschöpfter Kraft, als Minuturmalen beschließen, wie viele die Ungeduld, nicht die Geduld nachahmen!

Sie, verehrter Herr, haben instinktiv den Tag eines Sieges der Berliner Sezession gewählt; eines Sieges, der durch Ihr Werk nun entscheidend wird.

Höchste, mitunter fast gefährliche Anspannung aller Kräfte macht diese Ausstellung so ungewöhnlich. Sie ist an starken Persönlichkeiten so reich wie selten eine deutsche Ausstellung von so begrenzter Bilderzahl. Sie giebt Proben aller heute möglichen Malarten; jede Art des Schauens, des Ausdrückens, der Pinselsprache ist hier vertreten. Sie gewährt der Jugend und dem Kenner einen vom schmalen Pinselstrich des Van Gogh bis zum breitesten Fleck, von zartester Blässe bis zu robustester Wucht reichenden Ueberblick. Man sieht sehr helle und sehr dunkle, durchleuchtende und dreckende Farben. Von allen Seiten birschen diese Künstler sich an die Wirklichkeit heran; mit den verschiedenartigsten Mitteln gehen sie ans Werk. Hier ist eine neue Schule der Malerei, sind sichtbare Keime, die deutlich zeigen, wie die Kunst des Malens künftig für neu entstehende Zwecke verwendet werden wird. Studien, Skizzen und ausgeführte Bilder, gelungene Anläufe und Meisterleistungen, jugendlichste und reifste Arbeit, freie und nach Auftrag schaffende Kunst: Alles ist in bewundernswerther Knappheit vorgeführt. Nirgends wiederholt der Eine den Anderen. Ueberall hat ein reiner, ernster, unerbittlich wählender und ausschließender Geist gewaltet, der lange Urtheilsübung voraussetzt. Ein gemeinsames Wollen ist zu spüren und doch ist keine Individualität angetastet. Welche greifbaren Unterschiede zwischen Trübner, Corinth, Stevogt, Leistikow, Klinger, Weiß, Van Gogh, Oberländer, Strathmann (man müßte Jeden nennen)! Wie stark mußte der organisirende Geist sein, der das Alles zu gemeinsamer Wirkung so zu sammeln vermochte, daß ein Bild das andere nicht herabdrückt, sondern hebt und ergänzt! Fehlen auf diesem Bild Menschen: auf jenem habt Ihr sie. Sucht das Auge hier Blumen: dort sind sie zu finden. Die Anordnung ist genial auf den ablesenden Blick berechnet. Daß solche Wirkung erreicht ist, macht mir diese Ausstellung zum Ereigniß.

Dieser Brief ist ein Ausbruch. Der scheint mir am Platz. Freilich habe ich mich durch solche Ausbrüche schon recht unbeliebt gemacht; der Ausbruch der Freude an guter Kunst gilt ja nicht als Kritik, sondern als Schwärmerei. Was aber lesen wir heute über Kunst und Künstler der Vergangenheit? Gelungene Epigramme der Zeitgenossen. Froh, einen werthloosen Augenblick der Kunst mitzuerleben, und in dem Gefühl, daß er so, wie er ist, nicht leicht wiederkehrt, grüßt Sie in Hochachtung und Ergebenheit

Lothar von Runowski.



Ein Gespräch über Schwind.

Friedrich: Rein, nein, mein Lieber, ich will Dir Deinen Schwind gewiß nicht rauben. Du sollst ihn lieben wie je zuvor. Aber zugeben mußt Du mir, daß er nicht der Heros ist, als den man ihn immer ausruft, und nicht selten ein ziemlich mittelmäßiger Zeichner und Maler.

Leopold: Gebe ich Dir gar nicht zu, durchaus nicht! Das ist ja die reine Sophisterei, was Du da sagst. Lieben soll ich ihn dürfen und doch einräumen, daß er nichts taugt! Geh, frozzle Du einen Anderen; ich sitz' Dir nicht auf!

Friedrich: Soll wohl heißen, daß ich Dich zum Besten halte? Rein, mein Junge, ich meine es verheult ernst. Und wenn Du gestattest, wollen wir die Sache ein Bischen näher untersuchen.

Leopold: Wenn Ihr nur „untersuchen“ könnt! Aber in solchem Fall hilft keine Untersuchung. Da muß man ein sicheres Gefühl und ein natürliches Organ haben. Und man muß den Wiener im Schwind verstehen: Das ist es. Wer nicht mit seinem Herzen hier in unserer Donaustadt daheim ist, ja, wer nicht von Kind auf die weichen Linien unserer Berge und die wohlige Luft unserer Gärten und Auen geliebt hat, wer nicht wiener Frauen, wiener Musik, wiener stille Gäßchen und den lieben alten wiener „Steffel“ ins Herz geschlossen hat, Der . . .

Friedrich: Ich weiß schon: Der ist und bleibt in Euren Augen sozusagen nur ein halber Mensch. Aber weißt Du auch, was Du damit eigentlich sagst, mein Lieber? Und ganz speziell im Fall Schwind's? Daß der Mann sozusagen nur eine Lokalgröße gewesen sei. Also verzeih, Voldl: aber jetzt bist Du es, der den Schwind unterschätzt, und nicht ich. In meinen Augen gehört Schwind dem ganzen deutschen Volk an und soll ihm, mit Dem, was gut an ihm ist, auch weiterhin verbleiben.

Leopold: Spreiz' Dich nicht! Daß der Schwind mehr war als ein feischer Ziafer, der beim Heurigen sein Gstanzl singt, weiß ich schon. Natürlich: der Mann, der in München, Karlsruhe, Frankfurt und auf der Wartburg gemalt hat, ist ein Vollblutdeutscher und gehört Allen. Trotzdem bleibt noch ein ganz persönlicher allerfeinster Duft; und den spürt nicht Jeder: ich bleibe dabei, im Grunde nur der geborene Oesterreicher.

Friedrich: Damit würdest Du aber einen berliner Herrn weiblich fränken, der sich erst kürzlich für Schwind gehörig ins Zeug gelegt hat. Er hat sogar einem hier in Wien lebenden Kollegen (der freilich so wenig wie ich ein geborener Wiener ist) ingrimmig den Text gelesen. Der Wiener hatte gewagt, an Schwind zu zweifeln. Da kam ihm der Berliner übers Kamisol, als hätte er den lieben Herrgott gelästert. Und war förmlich vollgetrunken von Liebe zu Schwind —

Leopold: Wie ein Wiener es nie sein wird! Da hast Du den Unterschied schon. Der Wiener ist in seiner Liebe nie rabbiat (Das sind nur theoretische Fanatiker), sondern herzlich und innig. Er braucht sich seine Liebe nicht erst zu beweisen, darum kann er sie mit Gelassenheit aussprechen. Hast Du den Artikel da? Die Sache beginnt, mich zu interessieren.

Friedrich: Ich suche eben danach. Und hier habe ich ihn auch schon! Also hier hast Du eine Probe, wie der Berliner sich ausdrückt: „Wer den Blick auch nur flüchtig über die lange Reihe der köstlichen Schöpfungen Schwind's gleiten läßt und hat noch eine Spur ursprünglichen reinen Gefühls im Leibe, muß sogleich ein instinktives Mißtrauen empfinden gegen Jemanden, der hier von Desillusion sprechen kann. Einem solchen Reichthum von spielender Phantasie, von Innigkeit und Gemüthstiefe, von Anmuth und Gestaltungskraft gegenüberstehen und sich ernüchtert fühlen: worauf deutet Das hin als auf eigene Ohnmacht, auf Mangel an Empfindung für das Wesen einer gottbegnadeten Künstlerseele und echter deutscher Art?“ Du siehst, der Berliner führt eine schneidige Klinge!

Leopold: Vor Allem nimmt er das Raui recht voll. Ich stimme ihm ja sachlich zu, aber die Tonart gefällt mir nicht. Der Mann geberdet sich beinahe wie ein kleiner Papst, der seine Bannstrahlen schleudert. Damit macht er mich eigentlich stutzig; jezt bin ich dafür, daß wir die Sache „untersuchen“.

Friedrich: Ich bin mit Vergnügen dabei. Und um unserer Untersuchung gewissermaßen eine dokumentarische Grundlage zu geben, lege ich hiermit den dicken Band auf den Tisch, in dem kürzlich die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart Schwind's Werke in nicht weniger als 1265 Abbildungen herausgegeben hat. Ich will Dir aufrichtig gestehen, daß dieser Band eigentlich die Schuld trägt, wenn ich nahezu ein Abtrünniger von Schwind geworden bin. Und warum? Er ist so unkritisch und indiscret. Er giebt gleich Alles, was da ist. Und Das verträgt der gute Schwind nun einmal nicht. Es ist eben doch ein gewaltiger Unterschied zwischen ihm und Leuten wie Rembrandt oder Dürer, von Michelangelo gar nicht zu reden. Ja, von diesen Kunstschöpfern muß man jedes Blättchen aufheben und darf auch jedes publiziren: sie werden immer größer, immer gewaltiger, je näher man ihnen kommt. Bei Schwind ist's anders. So lange ich nur wenig von ihm kannte und nicht mehr von ihm besaß als diese vier köstliche Wappen, in denen der „Kunstwart“ eine weiße Auswahl aus seinen Werken getroffen hat und die ich zur Kontrolle auch herlege, so lange war ich glücklich und war Schwind's aufrichtiger Freund und Verehrer. Aber nun, wo ich beinahe zehnmal so viel aufgeladen bekam und Alles sah, was der Mann außerdem noch gemacht hat, wurde ich plötzlich kritisch und in gewissem Sinn ernüchtert.

Leopold: Dazu warst Du bereits einigermaßen prädestinirt. Erinnere-

Dich nur, wie wir im vorigen Frühling zusammen durch die berliner Jahrhundertausstellung gewandert sind: da geriethen wir im Schwindsaal gehörig aneinander. Denn da fingst Du auf einmal an, die Nase zu rümpfen.

Friedrich: Ja, dieser Rader von berliner Jahrhundertausstellung! Der hat uns über Manches die Augen geöffnet und hat Viele von uns unliebsam sehend gemacht. Der Schwindsaal war eine von meinen Enttäuschungen. Instinktiv wollte ich in raschem Schritt hindurch: da hieltst Du mich zurück.

Leopold: Und Das war gut von mir. Denn da waren entzückende Sachen wie der „Aschenbrödelcyclus“, wie die „Drei Einsiedler in der Felsenhöhle“, der „Abschied im Morgengrauen“ und unser wiener „Gesellschaftsspiel“ mit seiner fröhlichen Hegerlei. Auch die Wiederholung der „Morgenstunde“, obgleich dem Bild bei Schach nicht gleichwerthig, konnte sich getrost anschauen lassen. Du aber warst einfach unausstehlich. Kaum einen Blick schenkest Du all diesen Herrlichkeiten und wolltest in Deinem Eigensinn nur die kleine Farbenskizze mit der „Tochter Anna im Grünen“ gelten lassen.

Friedrich: Obs ganz so toll damals mit mir war, wie Du sagst, mag dahingestellt bleiben. Wichtig aber ist, daß mir die „Tochter Anna im Grünen“ vor Allem in die Augen stach. Und war Das nicht natürlich? Die ganze Jahrhundertausstellung ging doch in erster Linie darauf aus, uns die Leute vorzuführen, die „malen“ konnten, mochten sie zu ihrer Zeit Etwas gegolten haben oder nicht. Und ich halte es für die eigentliche That dieser Ausstellung, uns gezeigt zu haben: Wir haben eine Tradition des Klein-Malerischen in Deutschland! Das hat uns mächtig den Nacken gesteißt; denn daran hatten wir bis dahin gezweifelt. Wir schlepten noch immer zu schwer an Cornelius, Kaulbach und der gesammten Nazarenersippe. Nun bemerkten wir plötzlich die Gegenströmung, den unverwiltlichen Instinkt echt malerischen Sehens und Hantirens, der sie zusammenhielt, immer stärker werden ließ und schließlich zum Durchbruch führte. Das war der Generaleindruck, der damals in mir wühlte und der mich gegen Schwind mit einer gewissen Verstimmung erfüllen mußte. Ich will nicht sagen, daß Schwind direkt auf die Gegenseite gehört, auf die, wo die Akademiker, Nazarener und „Literaten“ sitzen, aber auf die Seite der entschieden „Malerischen“ gehört er auch nicht. Gegenüber dem großen Kunstpathos des Jahrhunderts, wo man so gern eine klar ausgesprochene Willensrichtung bei ihm sehen möchte, behält er etwas Unentschiedenes. Gewiß ist er von Cornelius, den er anfangs angeschwärmt hat, immer bewußter und entschiedener abgerückt. Aber ein Vollblutmaler zu werden, konnte er sich doch nicht entschließen, vermochte es wohl auch nicht. Und trotzdem hat Etwas in ihm gekribbelt: immerhin so eine Art Ungenügen an dem von ihm technisch Erreichten. Und dann griff er wohl mal zum Pinsel und hieb Etwas herunter, wobei er sich gar nichts „dachte“, oder „fabulirte“, wobei er sich nur an Dem-

künstlerisch ersättigte, was sein Auge „sah“. Auf die Weise entstand auch die „Tochter Anna im Grünen“. Darum war mir die Skizze so interessant.

Leopold: Dichstest Du da dem guten Schwind nicht einfach Etwas an? Das war doch gewiß nicht der Mann irgend welches „Ungenügens“. Der war in seiner ganzen Art so sicher und stand in seiner Natur so heiter fest, daß er sich mit all den Skrupeln, wie sie bei heutigen Künstlern zum guten Ton gehören, nicht abplagte.

Friedrich: Es waren flüchtige, halb unbewusste Momente, in denen die neue Kunsterkenntniß ihn streifte. Warum soll er die nicht gekannt haben? Zur Unehrte gereichen sie ihm gewiß nicht. Oder möchtest Du Schwind vielleicht den Ewig-Selbzufriedenen beizählen? Das hieße doch fast, ihn zum Philister machen. So glücklich ponderirt seine Natur auch war: er gehört dennoch zu den innerlich Ringenden, denen die Schmerzen nicht erspart bleiben, die der Einblick in die Grenzen der persönlichen Kraft in uns weckt. Der wahre Künstler strebt stets über sich hinaus. Und so sehen wir auch Schwind Das versuchen, was für sein Schaffen im vollen Maß nutzbar zu machen ihm nicht mehr beschieden war. Hätte er die Resultate Dessen zu erzielen vermocht, was er in dieser kleinen Skizze und anderswo anstrebte, wir würden ihn noch ganz anders zu werthen haben. Da er es aber nicht vermochte, so war es subjektiv jedenfalls bedeutend weiser, sich zu begnügen, um sich wenigstens das Konzept nicht verrücken zu lassen. Und da half ihm dann der großartige und unverwundbare Naturinstinkt, den Du soeben an ihm rühmtest und der sicher das beste Feengeschenk war, das ihm in die Wiege gelegt wurde. Denn so ist er auf alle Fälle ein Ganzer geblieben — wenigstens in Dem, worin er ungetrübt sich selbst giebt. Und Das hat er immer wieder vermocht, auch wenn er nebenher alle möglichen Konzessionen an den Zeitgeschmack machte und sich buzensfach „anregen“ ließ. Stets fand er sich wieder zurück; und, was das Erstaunlichste ist: mit wunderbarer Leichtigkeit. Der Grund seiner Natur blieb unverwundlich.

Leopold: Aber so fall' doch nicht aus der Rolle, mein Vester! Sonst entpuppt Du Dich noch unversehens als Lobredner Schwind's.

Friedrich: Laß mich nur ruhig mal aus der Rolle fallen und frei bekennen, was ich an Schwind liebe! Ich kann dann mit um so ruhigerem Gewissen nachher auch das Andere sagen. Ja, ich liebe Schwind, liebe ihn, wie ich meine Kinder und meine Kindheit liebe. Nie werde ich die frommen Stunden vergessen, die ich über der Mappe zubachte, in der mein Vater die Reproduktionen nach dem Bildercyklus zum Märchen von den sieben Raben aufbewahrte. Was sich damals in meiner Phantasie formte, hat für mich den Charakter eines Unvergänglichen erlangt. Und ich schäme mich auch nicht, zu gestehen, daß ich meinen eigenen Kindern die Liebe zu Schwind ehrlich einpflanze und daß ich erst von anderthalb Jahren einen Stich nach dem Bild

von „Ritter Kurts Brautfahrt“, als eine Art von idealem Bilderbogen, mit eigener Hand in ihrem Spielzimmer aufgehängt habe. Und meinst Du, ich hätte der vielen schönen Stunden vergessen, die ich in der Schack-Galerie zugebracht habe? Da sind freilich wohl die erlesensten Perlen, die von Schwind's Hand stammen. Ich bin ein solcher Narr, daß, wenn ich daran denke, ich mich hüten muß, nicht gerührt zu werden, einfach die Fahne, der ich folge, wegzuschmeißen und im alten Kinderzug mitzutrotten. Ja, diese Sachen sind schön; und mag ihnen in den Augen heutiger Atelierseer auch Dies und Jenes fehlen: sie stehen jenseits von aller Kritik. Kein Eichendorff und kein Schubert hat je Herrlicheres, Innigeres geschaffen als die „Morgenstunde“ und die „Hochzeitreise“. Oder wenn ich sehe, wie Erwin und der Engel durch den hohen gothischen Pfeilerwald schweben; oder wie die „Jungfrau“, roth bestrahlt, aus dem Felsen herauswächst, den ein schwarzer Rabe umkreist; oder wie dem „Ritter auf nächtlicher Fahrt“ tief in den Wassern die Rheinnyne erscheint: dann wird der ganze Zauber der deutschen Romantik in mir wach. Immer wieder drängt Schubert's Name sich mir auf die Lippen, wenn ich vor diesen Bildern stehe und danach suche, wo wohl Aehnliches uns erblüht ist. Doch steckt auch Etwas von Mozarts Kinderseele in Schwind, Etwas von dieser süßen Unberührtheit, die uns, je älter wir werden, immer um so wunderbarer, unbegreiflicher anmuthet. Hier wurden Schätze geschaffen, die unvergänglich sind, unvergänglich gerade deshalb, weil sie scheinbar gar nicht „geschaffen“ wurden. Sie wurden gleichsam nur so mit leichter Hand gewedt und aus dem sie verwahrenden Volksboden emporgetragen. So: Das mußte ich sagen, um mir das Herz völlig frei zu reden. Und damit Du mich nicht für einen Barbaren hältst.

Leopold: Das wird recht wesentlich von Deinem ferneren Verhalten abhängen. Wenn Du jetzt mit unserem lieben Schwind gar zu wild umspringst, werde ich Dich trotzdem für einen Barbaren erklären: nämlich für einen von der verzückten Sorte, die bekanntlich mit Vorliebe in Selbstkasteiung machen.

Friedrich: Spotte nur! Du hast es ja leicht, weil Du sozusagen im Ruhehafen einer gesicherten Kunstanschauung sitztest, während ich mich in die Stürme hinauswage.

Leopold: Mein Ruhehafen ist noch gar nicht so sehr alt. Wenn ich Dir nämlich mit vollem Herzen darin beipflichte, daß in den von Dir genannten kleinen Bildern und den mancherlei anderen, die in die selbe Serie gehören, Schwind's eigentliche künstlerische und nationale Bedeutung beruht, so möchte ich Dich doch daran erinnern, daß gerade diese Bilder einst ziemlich gering geschätzt wurden, weil sie gar so unscheinbar sind. Ihre hohe Werthung ist noch jungen Datums. Ja, ich glaube, wenn Du Schwind selbst gefragt hättest, worin, wie er glaube, an erster Stelle seine Bedeutung beruhe, er hätte geantwortet: „In meinen Fresken!“

Friedrich: Und gerade die bedeuten uns heute zum allergrößten Theil so herzlich wenig. Uebrigens kein so ganz seltener Fall. Auch Petrarca glaubte, er werde mit den mühsam zusammengeschweißten Epen unsterblich werden, in denen er Vergil in die Schranken gefordert hatte, während er doch heute lediglich in seinen armen kleinen Sonetten lebendig geblieben ist. So muß ich gestehen, daß mir vor der so ungemein ausgiebigen Freskenmalerei Schwind's immer ein Wenig graust. Ueber der deutschen Monumentalmalerei schwebt wirklich ein beinahe lächerlich wirkenden Schicksalsfluch. Große, monumental veranlagte Talente, wie Böcklin und Piglhein, wie Feuerbach und Marcés, mußten ins Gras beißen, ohne daß ihnen jemals ein deutscher Fürst oder eine deutsche Stadt die Wände anvertraut hätte, auf denen sie sich nach Herzenslust bethätigen, „austoben“ konnten. Aber da kam ein liebenswürdiges Talent wie dieser Schwind: flugs standen die Wände parat; und ihm wurde strupelos erlaubt, sein Leben und Schaffen in eine falsche Bahn zu bringen.

Leopold: Nun, er hat aber doch immerhin auch hier recht annehmbare Sachen geschaffen. Seine Wartburgfresken habe ich sehr gern. Und sein münchener Kinderfries ist doch ganz gewiß ein köstliches Werk. Er ist in Deinem Buch jedenfalls abgebildet. Nichtig! Schau nur: welche liebenswürdige Fülle echter Erfindung, welcher Bewegungsreichtum, welcher Humor! Das sind doch Sachen, die nicht vergehen, und zählen trotzdem zu den Fresken.

Friedrich: Sicher: Das gehört mit zu Schwind's Bestem. Hier hatte er eine Aufgabe, die seinem Naturell und seiner Eigenart ungemein zusagte. Fast könnte man sagen, daß sich die Geister von Dürer und Rubens hier in einem Nachgeborenen getroffen haben, wenn nicht das Ganze für so hohen Vergleich doch etwas zu glatt ausgefallen wäre. Aber sonst war die Freskenmalerei für die Entwicklung von Schwind's Kalentalent einfach ein Unglück. Mehr als Das: sie war ein Unglück für die Entwicklung der gesammten deutschen Monumentalmalerei. Wir dürfen nicht vergessen, daß Schwind's Vorbild, wenn auch gewiß nicht allein, so doch jedenfalls mitthelfend, jene Uebung deutscher Wandmalerei inspirirt hat, an der wir bis auf den heutigen Tag so kläglich laboriren. Doch davon will ich lieber nicht reden. Ich könnte sonst bitterer werden, als mir lieb ist.

Leopold: Und der arme Schwind hätte es schließlich zu büßen.

Friedrich: Wir haben hier die „Einweihung des freiburger Münsters“ aus dem Treppenhaus der karlsruher Kunsthalle. An sich keine schlechte Leistung und, trotz dem Arrangement zu einer großen Theaterszene, immerhin noch auf die Gewinnseite zu buchen. Aber siehst Du nicht die Fäden, die von hier aus zu den Maftermalereien der Wislicenus, Knackfuß, Prell, Kampf u. s. w. hinüberführen? Die Freskoleistungen dieser Herren gefallen ja dem Durchschnitt unserer lieber Landsleute außerordentlich und werden von Thronen herab be-

loht. Doch wir wissen, was wir von dieser Ruhmesgalerie zu halten haben, und lassen unser Urtheil hierdurch so wenig verführen wie durch die berliner Siegesallee.

Leopold: Du amüsirst mich! Erst verkündest Du, Du wollest von dieser Sache nicht sprechen: und dann wetterst Du kräftig drauß. Da aber Schwind hier nur ein sehr entfernter Mischuldiger ist . . .

Friedrich: So will ich ihn lieber bei seinen eigenen Schwächen packen. Was mir an dieser ganzen Seite seines Schaffens vor Allem so betrübend bleibt, ist, daß so blutwenig von einem individuellen Hauch darin zu spüren ist. Schwind, diese sympathische Persönlichkeit, wird hier schemenhaft unpersönlich. Er borgt sich gleichsam seine Formmotive von allen Seiten zusammen. Sieh nur diese „Philostratischen Gemälde“ und „Olympischen Spiele“: ist Das nicht ein mit wenig Geist kopirtes und vermischtes Griechenthum, halb den Vasengemälden und halb dem Parthenonfries entnommen, obendrein unter der Bevatterschaft von Thorwaldsen und Benelli? Und dann sieh hier diese Damen Sapientia, Prudentia, Pietas und so weiter, die den Sitzungsaal der Ersten badischen Kammer zieren: welch verdünnter Aufguß auf Raffaels Allegorien in der Stanza della segnatura! Aber hier erst, bei den mir besonders fatalen „Amor und Psyche“-Fresken (in Schloß Rüdersdorf): darf man da den Namen Raffaels überhaupt noch in den Mund nehmen? Das reicht ja noch lange nicht an Guido Reni heran. Eher denkt man an Raffael Mengs und ans Meißener Porzellan. Zur Abwechslung wird dann in dem Bilde „Die Kunst im Dienste der Religion“ ein Bißchen Giorgione mit Anklängen an Carpaccio vorgetäuscht. Aber hier erst: was sagst Du zu diesen drei nichtsagenden Weibsbildern, benannt „Natur“, „Kunst“ und „Friede“ (Das ist übrigens vielleicht ein Mann; ganz sicher ist's freilich nicht), was sagst Du zu diesen nazarenisch-akademischen Trivialitäten, die hier in Wien, in der ehemals arthaberischen Villa, zu sehen sind?

Leopold: Gott, mein Lieber, ich rege mich darüber nicht auf. Damals haben all unsere Maler nichts Besseres gemacht.

Friedrich: Du irrst! Schwinds Bilder sind, wie Du siehst, aus den Jahren 1838 und 1839. Du meinst nun, damals habe man etwas Besseres noch nicht gekonnt. Doch ich habe hier die Reproduktionen von vier anderen klassischen Idealfiguren, Galen und Hippokrates, Flora und Hygieia; sie stammen auch aus Wien und sind um ein Duzend Jahre älter, nämlich aus dem Jahr 1826. Sieh nur, wie da jede Gestalt von persönlichem Leben durchdrungen ist! Wie stark und ernst sind die beiden Männer und mit was für durchgearbeiteten, charaktervollen Gesichtern! Und die beiden Göttinnen: sind sie nicht bei aller Idealisierung organisch bewegte, vollathmende Menschen, sind sie nicht ein paar entzückende Wienerinnen? Die Bilder tauchten kürzlich hier in einer Auktion auf und stammen von Waldmüller. Du wirst einräumen: Schwinds

Schwindlichkeiten kann man daneben überhaupt nicht anschauen. Und nun halte einmal erst den Zeitgenossen Menzel gegen Schwind . . .

Leopold: Pardon, mein Lieber! Das geht denn doch zu weit. Und ist jedenfalls ungerecht. Schwind und Menzel: Das sind zwei verschiedene Welten. Die darf man nicht mit einander vergleichen.

Friedrich: Es liegt mir auch völlig fern, sie als Persönlichkeiten mit einander zu vergleichen; dabei müßte der Eine wie der Andere verlieren. Wohl aber darf ich sie nach dem Grade der Lebendigkeit ihres malerischen Kunstgesfühls gegen einander abwägen. Was ich jetzt sagen will, spreche ich nur zögernd aus. Aber warum soll ich damit zurückhalten? Ich habe hier den Band der Studien und Gemälde Menzels, die Tschudi bei Bruckmann herausgegeben hat. Es ist wahrhaft unheimlich, was für ein Leben Einem gleich entgegenspricht, wenn man diesen Band nur öffnet. Da giebt's keinerlei Schablonen mehr, die von einer vergangenen Kunst stammen. Und auch das kleinste Bildchen erzählt uns von dem ganz persönlichen Erlebnis eines stets wachen, echten Malers. Er braucht nur eine Hand oder einen Fuß zu machen, ein paar Dächer oder ein Stück Mauer: Alles steht sofort unverwechselbar da, ist Menzel und sonst nichts auf der Welt. Und was bringt Dieses hervor? Nicht der Fleiß und nicht das Können, sondern einzig und allein die lebendige Empfindung. Sie ist, die selbst Steine beseelt. Aber nun erst, wo es sich um menschliche Körper und Gesichter handelt. Und hier werde ich einem Vergleich mit Schwind, auch wenn Du noch so sehr die Stirn dazu runzelst, nicht ausweichen.

Leopold: Bitte, genire Dich nicht!

Friedrich: Danke für die Erlaubniß. Also ich will mit einem Gebiet beginnen, wo Schwind seinen Mann steht: mit der Darstellung von Kindern. Du magst bei ihm etwa die „Kalenderbilder“ nehmen oder „Die Kinder im Erbsenschlag“, oder auch „Licht und Schatten im Leben des Kindes“. Recht reizvolle Säckelchen, obwohl von Ludwig Richter fast nicht zu unterscheiden. Und hier habe ich von Menzel einige ganz nebensächliche Studien aus dem Jahr 1848, die Kinder des Justizministers Raeder. Laß die Augen vom Einen auf den Anderen hinübergehen. Kannst Du leugnen, daß Schwinds Kindergestalten immer schattenhafter werden, daß sie förmlich in ein lustiges Nichts zusammenschrumpfen vor dieser strogenden Blutfülle und feinen physischen Lebendigkeit der von Menzel gemalten Kinder?

Leopold: Ich hätte mir den Unterschied wirklich nicht so groß gedacht . . .

Friedrich: Und nun nimm zwei Frauenportraits: Schwinds Sängerin Segeneder aus dem Jahr 1849 und Menzels Fräulein Arnold aus dem Jahr 1845. Von der steifen und unfreien Haltung, die die Sängerin einnimmt, will ich nicht reden. Vielleicht hielt sie ihre Ellbogen wirklich so hölzern. Aber sieh nur, wie wenig in der ganzen Person lebt. Wie abstrakt das Alles geworden ist,

dieser Hals und dieser seelenlose Kopf darauf. Und wie unglücklich die ganze Person in den Raum gestellt ist, mit der spitz aufragenden Lampe neben sich, die sie gleichsam perffiffirt. Bei Menzel dagegen eine solche Natürlichkeit, daß wir zunächst an die Kunst des Malers gar nicht denken. Wir glauben, das stille Athmen dieses Frauenleibes zu spüren, und dabei blicken uns, wenn auch ruhig und kühl, ein paar besetzte Augen an, die einem lebendigen Eigenwesen gehören. Und nun, meine ich, haben wir den prinzipiellen Unterschied der beiden Kunstweisen voll erfaßt: auf der einen Seite das feine Ausnutzen des überkommenen künstlerischen Kapitals ohne ein bedeutenderes Hinzuthun aus eigenen Formelerlebnissen; auf der anderen Seite die ganz persönliche Formerausfassung, vom Auge geleitet, mit Leben durchtränkt und zur individuellen Empfindung emporgehoben. Nur ganz selten wirst Du bei Schwind Das finden, was wir charakteristische Erfassung der Persönlichkeit nennen; am Meisten noch in ein paar Bleistiftzeichnungen, die er nach seiner Frau und seinen Kindern gemacht hatte (obwohl er auch hier an Menzel nicht herantreift). Seine ausgeführten Portraits sind aber fast sämmtlich weniger als Mittelgut. Das beste scheint mir das repräsentativ erfaßte Bildniß des bairischen Staatsministers von Blittersdorff zu sein, das wir in unserer „Modernen Galerie“ haben. Diese Bilanz ist, wie mir scheint, für Schwind besonders ungünstig. Denn im Portrait haben eigentlich alle großen Maler Etwas geleistet, selbst solche, die uns, wie etwa Jacques-Louis David, in ihrem sonstigen Kunstschaffen recht unbedeutend erscheinen.

Leopold: Und willst Du nun hieraus folgern, daß Schwind kein „großer Maler“ war?

Friedrich: Warum soll ich durchaus Etwas folgern? Vor summarischen Urtheilen schreckte ich von je her zurück. Auch ist mir Schwind, wo er sein Eigenstes giebt, viel zu lieb, als daß ich mich ihm gegenüber in die feierliche Gala eines Totenrichters werfen möchte. Freilich: kritischer ist man schon geworden, nachdem Einem gelehrter Uebereifer das ganze Kunstschaffen Schwinds mitleidlos erschlossen hat. Nun sieht man die Schönheitsfehler selbst dort, wo man ehemals blind bewundert hat. Es bleibt eben stets bedenklich, wenn ein Maler seine Formenanschauung weniger aus dem Leben als aus der vorhandenen Kunst herausnimmt. Damit drängen sich leere, gedankenlose Motive und Wendungen in sein Werk, es sammelt sich ein gewisser Schatz schöner Posen und landläufiger Mimiken bei ihm an und aus denen bedient er sich, wann er die Unkosten neuer Kompositionen zu bestreiten hat. So ist's bei Schwind mitunter selbst in seinen besseren Arbeiten. Ich nehme sogar eine der allerbesten heraus, das Märchen von den sieben Raben, und zeige Dir darin Elemente dieser Art, zu arbeiten. Kompositionen freilich wie die, wo der Prinz die „nackte Maid im Goldhaar“ findet, wo er sie auf seinen Armen aus dem Baum hebt, wo

er sie auf seinem Roß zur fern schimmernden Burg hinführt, sind und bleiben einzig und unvergleichlich. Aber nun nimm etwa das Bild, auf dem die beiden neugeborenen Kinder gebadet werden sollen und dabei als junge Raben davonfliegen. Manch Röstliches auch hier, wie die dicke alte Amme und die stumm im Bett liegende Wöchnerin. Aber wie ist das Ganze auf ein schön gestelltes Lebendes Bild hin komponirt! Und dann sieh Dir die Bewegungsmotive an. Die Mägde und der junge Fürst ergehen sich in Posen und Geberden, die aus der „Stanza d'Elidoro“ und aus der „Transfiguration“ zu kommen scheinen. Wann sahst Du im Leben deutsche Menschen eine Szene so schwungvoll tragiren? So verleugnet also hier Schwind, um einem äußeren Phantom nachzujagen, sein so stark entwickeltes natürliches Massegefühl. Er wird gespreizt und unecht, weil er seine Phantasie nicht in die lebendige Vorstellungskraft hineinzwingen konnte, die den Hergang so sieht, wie er der Wahrheit nachkommen würde, und weil er statt Dessen fertige Schablonen aus der Kunst eines anderen Volkes und anderen Zeitalters nimmt.

Leopold: Nun aber übe endlich Gnade! Was er auch gefehlt haben mag: jezt mußt Du ihm verzeihen. Bitt' schön, gnä' Herr, seien S' gut mit dem Schwind!

Friedrich: Schließlich handelt es sich hier im letzten Grund weder um Schwind noch gar um mich. Hier handelt es sich um ein Problem deutscher Kultur und um eine starke und aufrichtige Kunsterkenntniß. Man soll endlich aufhören, uns mit der „deutschen Empfindung“ und mit dem „Reichthum an Poesie“ zu kommen, wo es sich zunächst um eine Frage der rein künstlerischen Werberthung handelt. Wir können nicht mehr auf dem Standpunkt Ludwig Richters stehen, der nach Schwind's Tode schrieb, es sei „das wehmüthige Ausflingen einer großen, herrlichen Kunstpoche. Jezt geht Alles auf äußeren Glanz und Schein mit wenig oder gar keinem idealen Gehalt.“ Nun, die Leute „ohne idealen Gehalt“, die Leibl, Trübner und Liebermann, haben unsere Kunst mächtig vorwärtsgebracht und wir glauben heute mit voller Inbrunst vor den Werken der Kunst an die Welt des „Scheines“ (wenn auch nicht des „äußeren Glanzes“). Hier liegt unser Weg; und den müssen wir sehen. Schwind hat höheren Werth für unser Deuththum als für unsere Kunst und er ist viel größer als Malerpoet denn als Maler. Dennoch bleibt seine Bedeutung für uns nicht gering. Wir sollen ihn lieben, aber ihm nicht blind folgen. Den Weg, der uns vorwärts führt, vermögen wir nur mit eigenen Augen und mit eigenem Gewissen zu finden. Und Das ist's, was ich dem deutschen Volk wünsche: daß es, ohne je sich selber aufzugeben, dennoch zum Besten, daß es in der Welt erkannt hat, vorwärtsstrebe.

Wien.

Franz Seroaes.

Wanderung ins Mittelalter.

In Italien haben sich, im Unterschied zu Deutschland, die Burgen der mittelalterlichen feudalen Zwingsherren fast überall zur Civitas, zur Città ausgewachsen, die den uralten etruskischen Bergstädten an Bedeutung oft ziemlich gleich kamen. Sie stehen noch heute neben ihnen auf der Halbinsel, finster und schmollend, auch ein Wenig angeschimmelt, aber doch als Das, was sie immer waren, auf ihren stolzen, unzugänglichen Höhen hinter ihren geschwärzten Mauern und Thürmen. Die neue Zeit mit ihren Eisenbahnen ist bis jetzt nicht zu ihnen hinaufgestiegen; sie aber sind auch, als echte Aristokraten, nicht heruntergeseittert. Ihre stolzen Namen liest man an den Haltestellen der Eisenbahnen und denkt dann: Das also ist. Doch hier ist nur der Name. Die Burgen selbst liegen weitab, auf Höhen, die kein „Durchreisender“ je erreicht. Sie liegen nicht im Raum und in der Zeit unseres Tages; um sie her ist hohes Mittelalter.

Das merkte ich, als ich eines Tages an der Station Monte Pulciano ausgestiegen war und mir in den Kopf gesetzt hatte, zu Fuß nach dem berühmten Rest hinaufzuwandern. Wenn man einmal an der Bahnstation eines Ortes ist, glaubt man, der Ort könne nicht mehr allzu fern sein. Das wäre aber bei Monte Pulciano eine empfindlichere Täuschung als irgendwo sonst. Und dann ist mit Fußwanderungen in Italien eine eigene Sache. Einiger Muth gehört schon dazu. Man stellt es sich herrlich vor, durch wunderbare Gegenden Tage lang fortzuwandern. Aber der beste und begeistertste Fußgänger aus Deutschland kann in Italien die Lust verlieren. Ihm ist bald, als ob hier die Straßen härter seien. Und sie sind es wohl auch. Vielleicht entsteht das Gefühl aber auch nur, weil man der Straße ganz und gar ausgeliefert ist, weil man ihr nicht entriumen kann. Es giebt in Italien keine Nebenwege und erst recht keine Feldwege. Zwischen Frankfurt und Basel kann Einer hin und her wandern, ohne die große Straße, die beide Städte verbindet, auch nur zu berühren. Er hat dazu mehr als eine, er hat gleich hundert Möglichkeiten. In Italien hält Einen die Straße unbarmherzig fest.

Und dann: in Deutschland mag eine Fußwanderung noch so lang sein, sie besteht immer aus größeren oder kleineren Spaziergängen von Dorf zu Dorf. Jedes Dorf aber giebt Dir das freundliche und wohlthunende Gefühl der Gastlichkeit. Du kannst einkehren und Dich erquicken. Der rechte Fußwanderer thut es nicht oder thut es nur äußerst selten; aber schon die Möglichkeit wirkt wie die Sache, wirkt in gewissem Sinn sogar günstiger. In Italien findet man nicht viele Dörfer. Die Städte, auch die kleinsten Rester, sind geschlossener, sind noch Burgen im alten Sinn des Wortes; und das Land ist offener. Weithin über die Campagna zerstreut liegen einzeln die Gehöfte. Man nennt sie Villen. Das Wort hat also im Italiensichen eine andere Bedeutung als bei uns. Die Vereinigung mehrerer Gehöfte zu einer geschlossenen Gruppe nennt man in Süddeutschland einen Weiler, allemänisch Wiler, französisch village. Aber das Wort Villaggio ist in Italien kaum gebräuchlich; man sagt ausnahmslos (und Das ist bezeichnend) Il Paoso. Und von den tausend Villen ist, für den Deutschen unbegreiflich und für den Fußwanderer mindestens unbequem, keine ein Wirthshaus.

Und so, ich gestehe es, kam mir der Weg nach Monte Pulciano vor wie die Unendlichkeit. Es war im April, die Straße heiß und staubig; die Hübe brannten.

Auf halbem Weg kam mir ein leichtes, lustiges Gefährt entgegen. Ein berühmter Professor aus Berlin saß darin, den ich in Rom kennen gelernt hatte. Wie ich den Mann bewunderte! Und nicht nur, weil eine hübsche junge Dame bei ihm saß, die ich auch kannte. Er erwiderte meinen Gruß fast in peinlicher Verlegenheit. Als ob ein Professor ein so großes Thier wäre, daß er nicht auch ein Mensch sein dürfte.

Am Abend, broden (man ist gewaltig hoch), wars ganz empfindlich kalt, und als ich im „Marzocco“ schlafen ging (der berliner Professor hatte wahrscheinlich am Abend vorher das selbe Zimmer bewohnt), hatte ich zuerst einen kleinen Schrecken. In dem mächtigen zweischläferigen Bett hauchten die Todten über einem langen Körper; man mußte bei diesem seltsamen Anblick an einen Sarg, eine Totenbahre denken. Die Nagd war weggegangen, um die vergessenen Handtücher zu holen, und schien nicht wieder kommen zu wollen. Ich aber stand einigermaßen verbucht vor dem Bett mit dem geheimnißvoll zugebedten Körper. Es war wie in einer gruseligen Kindergeschichte. Mir war beinahe so zu Muth.

Und wie stürzte sich auf? Seltsam genug. Der verhäulte Körper war wirklich eine Art Bahre, wenigstens ein ganz ähnliches Gestell, das man unter die Betttücher bringt, um die offenen Kohlenbeden, die das Bett durchwärmen sollen, dazwischen zu stellen und von den Lächern in Abstand zu halten. Also selbst eine so primitive Erfindung wie die Wärmflasche ist in Monte Pulciano unbekannt. Ist in dieser Welt noch nicht erfunden. Und so Vieles. Das Spinnrad, das bei uns fast schon wieder vergessen ward, ist bis hierher noch nicht gedrunken. Wenn man von Pozzuoli nach Bajae und weiter nach Capo Misene wandert, sieht man, besonders im Winter, auf allen Straßen spin nende Frauen. Sie halten ihren Roden unterm Arm und die Spindel schnarrt am Boden. Sie konnten bei ihrer Lebensweise das Spinnrad gar nicht brauchen. Das ist für den Ofenwinkel im warmen Stübchen. Die Weiber von Bajae haben keinen Ofenwinkel und keinen Ofen; sie haben immer in der Sonne gesponnen, lange bevor der Christusprediger Paulus hier zum ersten Mal seinen Fuß auf italienischen Boden gesetzt hat, lange bevor es ein Rom gab. Wo waren wir damals?

Es ist nicht mit allen Dingen wie mit dem Spinnrad. Vieles haben sich die Italiener nicht angeeignet, trotzdem sie brauchen konnten. Sie wählen in der Toscana, die auch lange vor der Gründung Roms ein Kulturland war, noch heute den Boden mit einem Pflug um, der in dieser Gestalt sicherlich weit hinter die Etrusker zurückreicht, bis in die Urzeit vor Entdeckung des Eisens. Man sieht so was, man denkt an unsere landwirthschaftlichen Geräthe-Ausstellungen; man greift sich an den Kopf. Diese Rückständigkeit ist nicht wie die halbbarbarischer Völker zu erklären. Hier war Kulturhochmuth mit wirksam; er verbot dem alten Kulturvolk, jüngeren Rassen und Völkern, die es als Wilde gekannt hat, Etwas schuldig zu werden. Das ist vielleicht die Lösung des italienischen Räthels; vielleicht auch manches asiatischen.

Man ist immer wieder naiv. Ich hatte mir eingebildet, in meinem „Marzocco“, wo ich aus meinem Schlafzimmerfenster so unendlich hoch und weit ins Land hinunter und hinausblidte, durchaus auf der Höhe zu sein; wieder ein Irrthum: der Marzocco liegt unten am Thor, ist übrigens die einzige Fremdenherberge der Stadt und noch weit von der hochragenden Beste. Unglaublich steile und schmale Gassen führten erst hinauf zur Piazza; und von hier wieder, auf noch steileren und winkligere Gäßchen, kromm man zur obersten und letzten Etage, wo die

Häuser aufhörten und nur noch die ungeheuren Mauern und Thürme der eigentlichen Burg den verbläfften Fremdling umflarrten. Schon unten sind es mehr Gassen als Straßen. Aber natürlich müssen sie Via Garibaldi, Via Cavour, Piazza Vittorio Emanuele heißen. In ganz Italien, bis ins winzigste Nest hinein, ist die Hauptstraße in Via Garibaldi und der große Platz in Piazza Vittorio Emanuele umgetauft worden. Alle noch so historischen und ehrwürdigen Namen wurden ausgelöscht. Patriotische Begeisterung kann sich manchmal recht blödsinnig äußern.

Unten, bevor man zur Piazza kommt, fällt rechts von der Gasse ein Haus im feinen Palazzo-Stil der Frührenaissance auf; die Mauern sind vielfach mit Bruchstücken von antiken, römischen und etruskischen Inschriften und Skulpturen bedeckt. Ein Museum? Nein: das Haus des berühmtesten Bürgers der Stadt, des Humanisten Angelo Ambrogini, der nach seiner Vaterstadt Politianus genannt wird. Auch nur ein berühmter Gelehrter und Professor wie Der aus Berlin, dem ich drunten auf der Landstraße im Wägelchen begegnete und dem es unangenehm schien, mit einem hübschen Frauenzimmer zusammen betroffen zu werden. Aber Ambrogini war einst der Freund seines Souveräns, der wirkliche Freund und Kamerad, der von diesem Souverain (Il Magnifico hieß er mit Beinamen) im Ernst und vor Aller Augen als ein Gleicher behandelt wurde. Man erräth, warum ich vor seinem Haus an den Berliner denken mußte. Auch an die verschiedenen Arten von „Fortschritt“.

Imposante Architektur, von strengem, fast finstern Charakter, umgibt die Piazza, eine Architektur mit der Patina von vier und fünf Jahrhunderten. Denn nur in Italien scheint man zu wissen, daß man gute Architektur, überhaupt gute Kunst nicht aufpoliren darf. Auf der Piazza steht der Dom. Er enthält nur ein berühmtes Kunstwerk: Michelozzos Grabmal des Bartolomeo Aragazzo; und dieses Kunstwerk ist in Fegen gerissen und in der ganzen Kirche herumgestreut. Auch die Italiener sind manchmal Vandalen. Der Hochaltar ist von einem Tafelwerk gekrönt, das nicht berühmt ist und doch eine Wallfahrt lohnt. Es ist sienesisische Malerei (denn Monte Pulciano war eine sienesisische Stadt) und ich weiß nicht, ob man seinen Urheber mit Sicherheit angeben kann. Der Cicerone nennt Taddeo di Bartolo, der Curate, der mir die Tafeln mit großer Liebenswürdigkeit entfaltete (wegen der Fastenzeit waren sie bedeckt) sprach von Matteo di Giovanni. Aber wer es auch gemalt haben mag: jedenfalls ist's ein echtes Kleinod alter Kunst. Ein seltenes Kleinod. Wirklich: ein Werk wie dieses ist etwas viel Selteneres als die Malerei irgendeines Florentiners. Die sienesisische Schule ist in ihrem inneren Wesen, in ihren Voraussetzungen wie in ihren Ergebnissen von der florentinischen ja ganz verschieden. Die florentinische Malerei ist das derbere, robustere, saftvollere Gewächs, mit reicher, kräftiger, üppiger Verzweigung und einer schier unerschöpflichen Fülle von Blüten. Die florentinische Malerei ist auch die jüngere. Sie ist nachgotisch. Sie ist recht eigentlich die Ueberwindung der Gotik. Sie ist eine verhältnißmäßig realistische, eine verhältnißmäßig moderne Kunst. Die sienesische Malerei ist kaum über die Gotik hinausgekommen. Sie ist eine wesentlich gotische Pflanze und weitab von dem derben Realismus der Florentiner. Dieses zartere, blässere Gewächs von Siena hat auch nicht die Ueberfülle von kräftigen Blüten; es sind eigentlich nur Knospen, seltene, schüchterne, garte, aber von einem undefinirbaren Liebreiz. Wer gewisse Bilder des Simone di Martino, des Lippo Memmi und besonders des Matteo di Giovanni gesehen hat, weiß, was ich meine. Und das Bild in Monte Pulciano

gehört zu diesen Seltenheiten, gehört zu den entzückendsten Werken einer Schule, die in ihrer Malerei zwei einander beinahe ausschließende Eigenschaften vereint: den zartesten Ausdruck (bildlich gesprochen: die schönste Seele) und, in ihrem Prunk und Schmuck, die stärkste dekorative Schönheit für den intimen Raum.

Eigentlich bin ich Pienza wegen nach Monte Pulciano gegangen. Ueber weite Schluchten und Angründe hinweg sieht diese Stadt, von einem anderen Berggipfel her, nach Monte Pulciano herüber, mit dem es übrigens durch eine angenehme Hochstraße verbunden ist, so daß der Fußwanderer in einem guten halben Tag bequem hinübereschlendern kann.

Das unternahm ich am anderen Morgen. Und diese Wanderung war schon angenehmer als die von der Station herauf. Die Straße hält sich auf beträchtlicher Höhe, das schöne weite Land liegt tief unter einem, man hat fast immer einen Blick wie der Herr, da der Versuchter ihn auf einen hohen Berg geführt hatte.

Der Weg führt durch einen Wald von Eichen und Kastanien. Noch starke das Geäst der Bäume winterlich kahl. Nur wenig zartes Blattgeflimmer brach an niedrigem Gesträuch hervor; die Sonne drang ungehindert durch das silbergraue Netz der Zweige. Und sie wirkte Wunder. Die hohen Bäume hatten noch vom Schlaf des Winters die Augen geschlossen; aber unter ihnen, am Boden, küßten sich die Sonne und der Frühling und da sprang es hervor von Blüten: Anemonen, silbern oder von der Bläue des Himmels, Blume an Blume, Stern an Stern, ein von der Sonne gewebter zart duftiger Teppich, noch kühl in den Farben wie das Grau des Waldes, aber entzückend und von leichter, frühlinglicher Schönheit.

Pienza muß man gesehen haben. Pardon: man muß es natürlich nicht gesehen haben; der Teufel hole jeden Keul, der seinen Nebenmenschen mit seinem „Man muß“ über den Hals kommt. Ja, Leser, Du hast Recht: man muß nicht. Aber gut ist's, Pienza gesehen zu haben; gut und lehrreich: Das darf ich behaupten. Wenn man von der reinsten italienischen Frührenaissance die günstigste Vorstellung bekommen will, die möglich ist, dann muß man Pienza am Ende doch gesehen haben.

Die Bedeutung von Pienza liegt nicht, wie die anderer Orte, darin, daß das Einzelne ein höchster Typus ist, sondern darin, daß hier einmal, was nicht zum zweiten Mal gelang, ein durchaus harmonisches, ein einheitliches Ganze geschaffen wurde. Der Schöpfer, der dieser ganzen Stadt ihren Namen gegeben hat (sie hieß früher Corsignano), Papst Pius der Zweite, der Freund Kaiser Friedrichs des Dritten, war der selbe Piccolomini, der die Bibliothek im Dom zu Siena von Pinturichio ausmalen und drei nackte antike Grazien in dieser „Sakristei“ aufstellen ließ, der selbe, der unter dem Namen Keneas Sylvius einen verliebten Schäferroman verfaßte und der als päpstlicher Humanistentypus die Rolle Leos, des Medicers, um ein halbes Jahrhundert vorweggenommen hat. Siena war der Rivale Firenze ja immer voraus; bis sie schließlich zurückbleiben mußte, gleich edlen Rennpferden, die ihr Temperament zu früh ausgeben und am Ende unterliegen. Auch als Diplomat war dieser Piccolomini nicht geringer als seine medicaischen Nachfolger auf dem Sockel des Fischers Petrus (richtiger: auf dem Sessel der alten römischen Imperatoren und Oberpriester). Daß er dem Kaiser Friedrich bestimmte, seine Vermählung mit Leonore von Portugal nicht in Florenz, sondern in Siena zu feiern, wovon noch heute in Siena zahlreiche Monumente zeugen, war ein Triumph über die stolze Arnosstadt und von dem Piccolomini ein Diplomatenstreich ersten Ranges.

Hier eine Zwischenbemerkung. Wenn man heute einem guten Bürger von Siena, Professor oder Kaufmann, den Namen des großen Pandolfo Petrucci nennt, kann man sicher sein, daß er sich davor bekrüzt, als ob man den Gottseibeiuns genannt habe. Und doch würde wahrscheinlich gerade dieser fürchtbare Tyrann, fürchtbar gegen Seinesgleichen, gegen das mächtige Patriziat, seine Vaterstadt, wenn er glücklicher gewesen wäre, vor großer Schmach bewahrt haben. Wohl niemals wäre Siena dem spöttisch hochmüthigen Florenz unterthan geworden, wenn der schreckliche Pandolfo nicht zuletzt der Macht des Patriziates unterlegen wäre. Damit unterlag Siena als Großmacht im mittelalterlichen Sinn. Der freie Adel nannte seine Sache die Sache der Republik, die Sache der Freiheit. So wollte es sein Interesse. Aber die Sache des Volkes war damit nicht identisch. Das Volk als solches hatte in diesem Kampf auf Leben und Tod nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren. Oder vielleicht doch zu gewinnen? Aber nur auf der Seite Pandolfs, mit dessen Sieg der Adel zwar Alles verloren, die Stadt aber vielleicht ungeheuer viel gewonnen hätte. Und da ich einmal bei den Zwischenbemerkungen bin, gleich noch eine. Der dritte Friedrich ist, wie ich mich von der Schule und der Universität her zu erinnern glaube, nicht sehr hoch geachtet in der Reihe der Deutschen Kaiser. Die Hohenstaufen waren in Italien allerdings anders aufgetreten. Sie haben sich mit Feuer und Schwert aufgezwungen. Und auf dem Schaffot haben sie geendet; und sehr bald. Um Deutschland hatte sich schon Friedrich der Zweite so wenig gekümmert wie nur irgend ein Habsburger. Mit wenigen Ausnahmen waren die Deutschen Kaiser sonderbare Erhalter und Mehrer des Reiches. Deutschland ist ja durch ihre Politik (und die der deutschen Fürsten) glücklich an den Bettelstab gerathen. Man wird eben mit den Menschen nie darüber hinauskommen; wer Erhalter und Mehrer einer Sache sein soll, Der muß diese Sache als seine eigene betrachten können. Er kann sie ja auch dann immer noch verplumpen, wenn er ein Phantasi oder auch nur ein phantastisch leidenschaftlicher Prachtfert ist und an ein eben so prachtvolles und leidenschaftliches, aber in anderer Richtung leidenschaftliches Weib geräth, wie unsere Hohenstaufen an die Griechin Sizilia. Da wird er der Welt ein schönes Schauspiel geben, für Phantasie und Poesie die Grenzen der Menschheit erweitern und auf Jahrtausende hinaus die Dichter anregen, auch wenn sie keine Hohenstaufendramen schreiben. Aber sein Reich? Daß Gott erbarm!

Die Idee des römischen Kaiserthumes hat Deutschland elend und zum Gespött der Völker gemacht. Und auch heute muß in der deutschen Schule der Geschichtsunterricht so gebeihselt werden, als ob es von den Habsburgern schändlich gewesen sei, daß sie sich für diese Idee nicht mehr begeisterten. Und sie paßten sich doch nur der veränderten Zeitlage an. Italienische Handelsleute waren Weltmächte geworden. Friedrich der Erste war mit Feuer und Schwert gekommen; der dritte Friedrich handelte, unterhandelte. Warum wollen wir, Geschichtsphilosophen oder was wir sonst sind, immer nur die Thaten des Schwertes preisen, wir, die in unserem Leben nie die Hand am Schwert hatten? Die Habsburger haben freilich nur zu oft am unrechten Fleck „gehandelt“. Sie erhalten heute den Lohn für ihre falsche Politik. Aber wer mag in Deutschland aussprechen, wo die Politik der Habsburger am Falschesten war? Damals, als sie den deutschen Fürsten den Kaisertitel abgehandelt und dadurch diese Fürsten immer reicher und sich selber immer ärmer gemacht haben, ärmer an Gewalt in Deutschland, als sie mit diesen Fürsten

„gehandelt“, unterhandelt haben, mit diesen Verschacherern einer Kaiserkrone, mit diesen eigentlichen Verräthern der deutschen Sache, statt über sie herzufallen und sie zu erwürgen zum Besten der nationalen Einheit und Macht. Wenn sie Das gewollt und gethan hätten, würden sie heute von den Geschichtschreibern, die nun Unterthanen dieser Fürsten sind, nicht so schlecht behandelt. Freilich: ein höhenzollernsches Kaiserthum gäbe es dann nicht.

... Man wird mir glauben, daß diese unzeitgemäßen Senten mir erst beim Schreiben gekommen sind und nicht in Pienza. Dort war meine Seele ganz auf-
gelöst in Schauen. Was übrigens wohl ihr höchster irdischer Zustand ist, so daß die sublimste Theologie, ohne Kant gelesen zu haben, diesen Zustand, natürlich un-
endlich gesteigert, als den der ewigen Seligkeit proklamirt hat. Nicht den Zustand des Denkens, Gott sei Dank.

Hier architektonische Einzelschöpfungen sind es, der Dom, der Episcopio, der Palazzo Pubblico und der Palazzo Piccolomini, die hier in Pienza eine wunder-
voll harmonische Einheit bilden, eine Symphonie von reinstem Wohlklang, von voll-
kommenstem Eurythmus, in dem hier nicht, wie sonst fast überall bei spätzeitlichen
Schöpfungen, ungehörige fremde Töne roh mit hineinklingen. Und darin liegt die
Bedeutung von Pienza. Jedes einzelne dieser Bauwerke hat in Italien nicht nur
vielfach Seinesgleichen, sondern wird auch wohl durch Besseres übertroffen; aber
nirgends auf der ganzen Halbinsel findet man solchen Zusammenklang; nirgends
kann man diese Wirkung (ich meine: innerhalb dieses Stiles) zum zweiten Mal erleben.

Die Schöpfungen dieses Stiles, der reinen Frührenaissance, sind nicht gerade
häufig. Dieses zarte Frühgewächs hat selbst in der wunderbaren heimatlichen
Natur von Toskana nur wenige Blüthen zur vollen Entfaltung gebracht. In rauherem
Klima ist sie gar nicht denkbar. Im Mutterboden selbst hat die frühauferstehene
Pflanze rasch ihren Charakter verändert; und als sie zuletzt ein Baum wurde, der
ganz Europa überschattete . . . Unbildlich gesprochen: der unschuldigste, reinste,
graziöseste, weil jugendlichste Stil, den Italien hervorgebracht hat, blieb fast ohne
Folgen fürs Ausland. Er blieb selbst in Italien eine Narikate. Als Hochrenaissance
hat er schon wesentliche Eigenschaften verloren (vielleicht andere als Erbsaß gewonnen)
und gar die Eroberung der europäischen Welt gelang ihm erst, als er sich zum
brutalen Barock vergrößert hatte.

Und in der Skulptur? Der Stil des Donatello (und ich denke dabei noch
mehr als an ihn selbst an seine Genossen aus Settignano) ist von Michelangelo
überwunden worden; aber erobert und auf Jahrhunderte hinaus mit seinem Stil
beherrscht hat die Welt erst der Cavaliere Bernini. Und in der Musik? Der Stil
des göttlichen Mozart wurde rasch überholt von der dämonischen Gewalt Beethovens;
aber erobert hat dann die Welt und herrschen wird, vielleicht auch auf Jahrhunderte
hinaus, die Musik Wagner's.

Vius der Zweite war noch ein italienischer Großer alten Stils. Ihm war
noch Vaterland und sozusagen die Welt, was er sein Eigen nannte; er wollte in Rom,
wo der Zufall ihn auf den ersten Platz gestellt hatte, sich ein monumentales Denk-
mal errichten. In Siena und Pienza, in dem Seinigen, wollte er unsterblich sein.

München.

Venno Hüttenauer.



Am Ueberlingersee.*)

Es ist Ende Oktober. Ein erster Nachtfrost hat das Farbenwerk des Herbstes vollendet und mit seinem Raufreiß dem sterbenden Laub die leuchtendsten Farben eingebrannt. Aber noch sind sie im dämmerigen Hauch des späten grauen Morgens verhüllt. Reglos liegt der mit dem Himmel verschwinende See, als lasse die unbewegte frühlende Nebelweide schwer auf ihm. Alle Ufer sind matt und verblaßt. Die fernern Dampfer scheinen fast über dem Horizont zu schweben. Ihr ungetheilter Rauch bleibt wolkig in der Luft stehen. Während der Vormittag wächst, fällt sich ganz langsam das weite Grau mit zerstreutem, etwas rauchigem Blau und wird zusehends lichter. Mittags endlich bricht siegend die Sonne durch. Rasch wird ihr Licht, das erst röthlich winterlich schimmerte, klar und golden; die Landschaft leuchtet in vollen Farben auf. Um diese Zeit waren wir schon im Gebiet unserer heutigen Wanderziele, nah der Endbucht des Ueberlingersees.

Der „Ueberlingersee“ genannte, weit ins Land hineingestreckte Arm des Bodensees ist der nördliche der beiden Theile, in welche die große konstanzer Halbinsel das Gesamtbecken, in seinem westlichen Drittel, zerlegt. Das nördliche Ufer des Ueberlingersees ist die genaue Fortsetzung der buchtigen Landlinie Lindau-Friedrichshafen-Weersburg, das südliche gehört der gewissermaßen vom Hegau vorgehobenen konstanzer Halbinsel an. Beide sind vereinigt durch das kurze, flache und sumpfige westliche Buchtgestade. Der Reisende, der vom Osten aus der vollen Breite des Sees dem Ueberlingersee zusährt, sieht die Höhen des Vinsgau's, die von Weitem über den flachen württembergischen Strand herübergrüßten, allmählich nah ans Wasser treten und dem Landschaftsbild einen kräftigeren, malerischen Charakter geben. Der Eindruck heroischer Landschaft wird besonders stark im letzten Theil dieses Seearmes; da spiegeln sich auf beiden Seiten steil abfallende Waldselsen in der Fluth.

Wir haben das Frühlingschiff in Dingelsdorf, am südlichen Ufer, verlassen und gehen auf der durch das flache Nied gebauten Dammstraße nach dem nahen Walldhausen, wo die Waldberge beginnen. Sie stehen für unseren Blick, während wir auf das wachsende Bild zuwandern, hart über Nied und See, schieben sich in Duftefarben, doch dunkel abgestuft, wie Coulissen vor und steigen mit dem See, dem sie enttauchen, der Ferne zu. Im Fischerdorf Walldhausen liegen ein paar Lastkähne mit Holzfrachten, Boote, ein Motor am stillen Ufer. Ein Hund bellt uns nach, während wir auf dem Uferweg in den Abhangwald eintreten.

Noch ist das Vormittagsgrau des Herbsttages nicht überwunden. Wir schreiten in der kühlen Luft kräftig aus, rechts neben und wenige Meter unter uns immer den See, in dessen klarem Wasser wir deutlich sehen können, wie weit der helle, flache Uferstreifen unter der Oberfläche noch vorspringt und wo der Grund sich steil in dunkle Tiefen hinabsenkt. Zwischen den Bäumen hindurch geht unser Blick hinüber zum anderen Gestade. Ueberlingen, die Sandsteinselsen der Halbinsel und eine sehr malerische helle Wand, die oben eine Villa mit weißen, den Fels fortsetzenden Mauern trägt, liegen schon halb rückwärts. Das kleine Sipplingen mit seinem spitzen Kirchturm rückt näher. Unser Weg windet sich um viele Buchten und Vorsprünge, hebt und senkt sich, zieht durch Laub- und Tannenwald, an Sand-

*) Aus dem Wanderbuch „Der Bodensee“, das in diesen Tagen bei Georg Müller in München erscheint.

feinkelfen und aus der Höhe steil herabkommenden breiten Bahnen für das Holztreiben vorüber. Mehrmals öffnen sich zu unserer Linken tiefe Schräube und Tobel, aus denen kleine, versickernde Minnsale über Moosstufen niedertropfen. Prachtvoll der senkrechte Wuchs der Bäume auf den schrägen Böschungen. Dort ein kahler Sandsteinfels, an dessen Fuß sich aus dem abgerutschten Stein- und Erdbreich eine sanft ansteigende Schutthalde gehäuft hat. Der Wald tritt oben bis hart an den Abstieg. Mit klammernden Wurzeln, wie nur Schwind sie gemalt hat, umschlingt die vorderste Tanne den Stein, der unter diesem zusammengewachsenen Griff zu zerbröckeln scheint. Farnen und üppiges Gefiräch bedecken den Grund der Schlucht.

In einem dieser Tobel führen zwischen den engen, moosig feuchten Sandsteinwänden, in die sich der gewundene Bach in langer Vergangenheit tief eingeschnitten hat, angeschlagene Stufen hinauf. Oben im Wald steht auf vorgehobenem, vom Hinterland gelöstem, mit ihm heute aber in üppiger Waldwildnis verwachsenen Bergkegel ein altes Gemäuer, Kargegg geheißen. Da führt der Schluchtweg hinauf. Jetzt treten haushohe senkrechte Steinwände bis hart an den See, daß der Pfad sich gerade eben nur an ihrem Fuß vorbeidrängen kann.

Wieder wird das Gefälle breiter. Holzarbeiter sind am Werk. Weithin durchschallt es den Buchenwald. Es heißt, schnell die Rutschlichtungen passieren, in denen die glatten Stämme herunterkommen. Unten sind Leute beschäftigt, sie zu Flößen zusammenzubinden. Der blaue Rauch eines Feuers zieht über den Schatten am Tannenstand.

Allmählich wird das flache Ufer noch breiter. Die hohen Laubwaldberge treten vom See zurück. Wir nähern uns Schloß und Dorf Bodman, das einst, Bodama geheißen, ein Sitz fränkischer Könige war. Von der dem Duft enttauchenden Sonne beschienen, liegt es in der Stille des Herbsttages, friedlich, lang am Ufer hingestreckt. Wir durchwandern es in der Längsrichtung, an den einzelnen verstreuten Häusern und Gehöften, der kleinen Kirche, dem vornehm mit seinen Gartenanlagen ohne Umzäunung an der Straße liegenden gräflichen Schloß vorüber, zur Linde, wo wir einen raschen Rimbis nehmen. Dann steigen wir in die Berge.

Graue Buchenstämme. Ein rother Abhangteppich. Serpentinewege, auf denen unser langsamer Steigschritt im Laube raschelt. Viele Windungen hinauf. Der Hang wird steiler, steigt scharf, daß wir in den Baumwipfeln vor uns den Fuß von Mauern, darin eine Pforte sehen. Wir klettern den laubglattem Pfad hinan.

Wir stehen im Ring eines Mauerkomplexes, in einem unteren Gang; die Burg ragt noch hoch über uns. Ueber den Blüten rothe Ebereschen gegen den blauen Himmel: das Wappen des Herbstes. Wir steigen in das mächtige Halbbrund des großen gebrochenen Thurmes, der vielleicht einst die Haupträume der Burg umschloß. Der Boden liegt voll niedergestürzter Bausteine, zwischen denen ein paar hochstämmige Bäume Wurzel gefaßt haben; sie ragen reglos und trinken das blaue Himmelslicht in den leeren Fensterhöhlen mit schweigenden Wipfeln. Einzelne Blätter wehen aus der hohen Stille nieder. Nicht von den Händen des Windes oder des Regens herabgerissen; in Stamm und Geäst, im versiegenden Saft des Baumes ist der Herbst zu ihnen gelangt. Der Baum hält sie nicht mehr und läßt sie der Luft, die sie schwebend niederträgt.

Ich muß eines Gedichtes denken, zu dem mir vielleicht eine Stunde in dieser Ruine einst Anlaß war. Es heißt „Die Herbstburg“.

Durch die herblichen Wälder ruft der Wind
mit vielen Stimmen.

Komm: wir wollen die Höhe erklimmen,
wo die verlassen Ruuern sind.

Windstill, in dem Brausen und Rauschen,
ist der Burghof. Raft und Raum
umragt den reglosen Eichenbaum
mit schweigendem Rauschen.

In die Wege der Wolken klast das Thor,
durch das wir kamen;
kaum reichen in den Bogenrahmen
die höchsten Wipfel des Waldes empor.

Wir sind vom rauschenden Leben geschieden,
in Schatten und Wolkenwiderschein
allein
in diesem aufgebauten Frieden.

Hoch in der ummauerten Stille
löst sich ein Blatt und schwebt vom Baum.
Wir gehen aus dem verwandelten Raum
einsam zurück ins Rauschen der Fülle.

Höher als die Burg, auf waldfreier Gipfelwiese, liegt der alte Pachtshof
Bodenwald. Von dort gesehen, ragt der halbe Thurm aus schwarzgrünen Tannen
und dem Brand einer rothen Buchenwand auf. Neben ihm wird ein Stück tief
purpurnblauen Sees sichtbar. Einzelne weiße Birkenstämme mit ihren grellgelben
Blättern schneiden in dies Blau hinein. Lichtgrün silberbustige Fierne.

Die Fülle dieser Farben drang wie wie ein Rausch auf uns ein und zwang
das Auge immer wieder, in ihre Fluth zu tauchen, zu schwelgen, jede einzelne Farbe,
wie im Ringen mit den anderen, zu ihrer höchsten Sinneskraft aufschwellen zu sehen.
Die starken, ungedrohenen Töne des Bildes waren wie eine wilde, stürmend rhyth-
mische Musik, wie schmetternde Trompetenstöße einer fürstlichen, diese Hänge durch-
streifenden Jagd, wie Wind und Sturm.

Wir gingen auf der Hochebene bis an ihren südlichen Abfall. Da eist der Blick
weit über Hegau und Untersee. Das alte Städtchen Radolfzell, die Insel Reichenau,
die Schlösser des Schweizer Ufers: all Das liegt duffig flimmernd und verschwommen
vor uns. Unser Auge vermag gegen das Licht den von der wasserreichen Ebene
gewobenen Schleier nicht klar zu durchdringen. Um so wichtiger aber wird uns
der gewonnene Standpunkt für die Orientirung. Wir stehen fast an der Wurzel der
konstanzer Halbinsel. Die Karte liegt vor uns im Halbkraut. Sie zeigt uns, daß
der Höhenzug, auf dem wir uns befinden, westlich durch ein tiefes Thal von den
Hegaubergen getrennt ist, ein Thal, durch das jetzt die Bodenseegürtelbahn fährt,
so die konstanzer Halbinsel zwischen Ludwigshafen und Radolfzell abschneidend;
dann, an ihrem südlichen Untersee-Ufer entlang, erreicht sie Konstanz. Der Einschnitt
dieses Thaies ist rechts zwischen den Walbhängen erkennbar.

Während wir durch das hohe Kraut wieder nach der überlinger Seite zu
stapfen, flieht ein Rudel Nehe mit langen, schlanken Sprüngen durch die hohe

Buchenwaldhalle zu unserer Rechten. Einsame Stille wie vorher. Mich beschäftigt das Uebersichtsbild der Landschaft. Ich habe als Junge oft am Ueberlingersee, oft am Untersee gestreift, habe zu Rab all ihre Ufer umfahren, aber sie nie in Eins gesaßt, sie immer als getrennte Landschaften empfunden. Nun schlagen sie wie zwei auf einander zu eilende Wellen in der Brandung hoch auf und zusammen. Ich bewältige den Eindruck noch nicht. Das Geheimniß des Raumes umschauert mich.

Ich sinne nach. Ich schaue rückwärts in vergangene seelische Erlebnisse hinein, die erst in diesen Augenblick zu münden scheinen. Ich weiß jetzt, daß auf weiten Reisen mir immer irgendwann die wirkliche Landschaft in die Landkarte überging, unmerklich, in vielen feinen Uebergängen, daß mir nur die größeren Haltungen und Endpunkte der Reisen zugleich Kartenbild und volle Wirklichkeit waren, daß aber die durchflogenen langen, gleichförmigen Strecken mit den unbekannten ruhenden Horizontpunkten, um welche die Riesenscheiben der Landschaft kreisten, nicht mit der Linie auf dem Papier ganz eins wurden, sondern wie ein fremdes fesselndes Erlebnis zwischen den Zielen standen, nur sanfte Bewegung, Wandlung, Kreisen waren, nicht aber meinem Gefühl Raum wurden. Ungreifbare Dinge! Ich fühle, wie sich mein Empfinden des Raumes gedehnt hat. Wenn ich als Junge eine Bergtour machte, blieb mir das Erlebnis wechselreicher Weg. Jetzt verfinstert meinem Blick der Pfad: das Gebirge wird mir umfaste Gestalt. Mein Geist schafft Räume in sich, er vermag ein paar Tagewanderungen weit in sich zu begreifen. Und nur an den äußersten Enden solchen unspannten Gebietes brandet mir, wie Meer an fernen Küsten, die Unfaßbarkeit des Raumes.

Wir öffnen ein Bildgatter, um zum Schloßchen Frauenberg hinunterzusteigen, das eben so wie die alte Beste auf einem niedrigeren, dem See zugewandten Vorsprung des Höhenzuges liegt. Eine tiefe Schlucht trennt es von der Ruine. Wieder gehen wir in den brennenden Farben des Laubwaldes durch raschelnde Blätter in der Richtung auf das tiefblaue Wasser. Da, noch ein Bildgatter: und das verlassene helle Schloßchen strebt schlang zwischen den Stämmen und Wipfeln der herblichen Bäume empor. Ein Monsalvatsch! Silbern glänzt die hohe Kuppel des Thurmes mit dem doppelarmigen Kreuz. Gothische Fenster blicken oben an der verstreuten, bis zur halben Haushöhe fensterlosen Mauer mit ihren nur nach innen gewandten Farben, die außen dunkel kupfern schimmern, eine alte Wallfahrtskapelle.

Verslossene Fenster, verschlossene Pforten, Schweigen ringsum. Nur ein strahlender Bergbrunnen glänzt silbern und plätschert unaufhörlich.

Hier, im Verließ dieses Schloßchens, dessen Anlage gewiß aus fränkischer Zeit stammt, soll der Heilige Othmar gefangen gewesen sein. Die Legende dieses Heiligen enthält eine schöne Episode. Als Othmar, von Mönchen gerudert, bei Nacht in Wind und Gemell über den See fuhr, strahlten die Kerzen, die ihren Schein über das Boot und die anschlagenden Wellen ergossen, ruhig und klar, als ob kein Hauch die Luft bewege. Unten in einem Sandsteinfelsen hat man hier das Zeichen eingegraben gefunden, das König Dagobert einst an der rätischen Grenze bei Mondstein einhauen ließ: einen die Hörner aufwärts sehenden Mond. Wie viel Leben, wie viel frische, aller Schwäche höhnlachende, Kraft in solch wortloser, lapidarer Sprache alter Schwertmänner liegt!

Wir steigen den gelichteten Waldweg hinab, an den vielen Stationen vorbei, die der Wallfahrer betend erklimmt. Welke Blumen, Aehren, Zweige hängen an den verwitterten, aus Holz geschnittenen Bildstöcken.

Den Nachmittag verbringen wir am gegenüberliegenden Ufer. Ein Motorboot hat uns über die Bucht nach Ludwigshafen, der Zug von dort nach Sippingen gebracht. Hier steigen wir aus. Der Weg schlängelt sich in die waldigen Uferberge hinein. Eine zerrissene, von Bäumen und Gestrüch überwucherte Ruine liegt in Dreiviertelhöhe des Berges auf einem abgesonderten Fels, in dessen Rücken der Waldberg weiter ansteigt. Es ist Althohensfels, auf dem einst der Minnesänger Burcard saß. Ein Jäger und ein Dichter, voll Leidenschaft und Kraft, der eine reiche, kühne Sprache redete, dessen Lieder in härmendem Rhythmus klingen. Sein Ton ist viel voller und stärker als der der meisten seiner Zeit- und Stilgenossen. Wir rasten an den alten Mauern und schauern hinüber auf die steilen, schattenschweren Tannenberge des anderen Ufers, die tief in die Fluth hineindunkeln wie ein schwarzer Wall. Unser Weg von heute morgen. Dort Kargegg, weiter unten der Thurm von Bodman. Der freie Weitblick all dieser Höhen, das Auge, das schneller als die ziehenden Vögel über das Land eilt, ist in Burcards Gedichten. Ich citire aus dem Gedächtniß:

„Meine Gedanken fliegen geschaart
mit gierigem Sinn nach Dir auf die Jagefahrt.“

Ich fühle in diesen Versen die freie Hebung des Kopfes, der einem herbstlichen wandernden Vogelschwarm nachsieht und seine Gedanken beflügelt in die lichte Ferne tauchen läßt.

„Wie möcht' ich mit Dir streiten,
die Du so gar gewaltiglich
sitzt auf meines Herzens Thurm,
Der ist fest an allen Seiten.“

Seine Wirklichkeit wird diesem Sänger Bild seines Gefühles; so bindet er die Erscheinungen, die ihn bewegen, in Eins, in das gegenwärtige, volle Sein, das er lebt. Noch zwei Verse von ihm kommen mir in den Sinn, die so recht in diesen golden leuchtenden Herbsttag mit seinen brennenden Farben passen: „Da die Lust mit Sonnenfeuer war getempert und gemischt . . .“

Wir sprechen noch eine Zeit lang von ihm und seinen dichtenden Standesgenossen, die überall auf den Bodenseeburgen umher saßen. Wenn die schlechte Jahreszeit einsetzte mit Sturm und Regen, Nebel und Kälte, wenn der dicke Rachen im getäfelten Burgklülein von innerer Gluth zu strahlen anhub, dann dichteten sie einsam, auf Höfen und Schlössern, die von der Uferhöhe herab sich in der grauen Fluth spiegelten oder mit ihren Thürmen wie raumlose Schattenbilder über die Winternebel aufragten, ihre ritterlichen Lieder. Denn Herbst und Winter mit ihrer Stille und grauen Einsamkeit sind die Zeit der Dichter; dann tauchen sie in ihren Traum vom Leben hinein, der mit seinem gespiegelten Glück und gespiegelten Schmerz wunderbarer ergreift als das wirkliche Leben. Da zogen die Freuden des ganzen Jahres an ihrem Blick vorüber; sie sangen vom Mai, den sie nicht genug preisen konnten, und von der Frau Minne; sie sangen die Reihentänze des Sommers und die herbstliche Jagd mit Falkenflug und Horngetöse.

Mit dem Vers des Burcard: „Freude und Freiheit ist der Welt Feuergeleit“ springen wir auf und steigen weiter zum Haldenhof hinauf, wo wir unter den alten, halb entlaubten Bäumen einen kurzen Vespermiß einnehmen. Oberhalb des Hofes liegen die Steinpalmern. Das ist der eigentliche Aussichtspunkt. Da geht der Blick weit in den sich jetzt abendlich röthenden Hegau und auf der anderen Seite das

gebuchtete Bodenseeufer hinauf bis Lindau und Bregenz; und hinüber zu den vorarlberger und schweizer Alpen, die mit ihren scharfen Zaden in den klaren Späthimmel schneiden.

Das Wetter blieb auch in den nächsten Tagen gut. So wurde mit Freunden noch eine Motorbootfahrt in den Ueberlingersee unternommen. Wir fuhren aus der konstanzer Bucht dem meersburger Ufer zu.

Aus dem niedrigen, schnell fahrenden Motorboot, hart über den Seespiegel weg gesehen, bekommt die Landschaft etwas flaches. Mehr als aus nicht höherem Ruderboot, wegen der dem Horizont parallelen, wagrecht das Bild flach abschneidenden Linie des Verbeds und der schnell hinschießenden und, so nah dem Wasser, doppelt empfundenen Bewegung.

Das Rattern des Daimlers erschwert die Unterhaltung. Schweigend überlassen wir uns dem Seeblick. Manchmal sinkt mein Auge in die wundervoll geschwungene Furche, die sich vom Boot schräg rückwärts zieht und in steter Erneuerung sich in die Weite verliert.

Die Landschaft liegt wieder in leichtem, lichtem Duft, fast ohne Schatten alle Farben wie gelöst, hell, ohne Tiefe, wie ganz flüchtig angedeutetes Aquarell. So Meersburg, die fahlen Nebberge, der bunt überhauchte Wald.

Wir fahren am Ufer hin, von dem der See, der im Winter einen beträchtlich tieferen Wasserstand hat als im Sommer, schon weit zurückgetreten ist. Die Bandunganlagen von Uhlbingen, der kleine Lastschiffhafen, der Bahnhof, herbstliches Schilf, Weiden, das Pfarrdorf Seefeldern. Dann, hart am Ufer, das Schloßviereck Maurach und oben auf der Weinbergshöhe die Kirche von Neubirnau. Wir landen.

Maurach, das da friedlich am See liegt, war ehemals ein Nonnenkloster. Noch erinnern daran die hohen Kirchenfenster und der idyllische alte Klostergarten. Ein hoher Thorgang öffnet sich. Die einsige Poststraße Ueberlingen-Meersburg geht durch den Gebäudekomplex. Jetzt ist ein markgräflicher Bachthof.

Wir treten in den Hof. Links stößt der Garten mit hoher fester Mauer an die Straße. Aber nach der Art des achtzehnten Jahrhundert sind breite Bögen, wie Fenster, in der Mauer angebracht und mit Holzgitterwerk geschlossen. Ein Brunnen spendet nach beiden Seiten Wasser. Der verwilderte, herbstliche Garten mit seinen mit Blättern bewehrten Beeten und dem fahlen Größt entlaubter Bäume geht hinüber bis zum See, wo er gegen den Fahn der Welle fest aufgemauert zu sein scheint. Rechts liegen Stallungen und Wirtschaftgebäude.

Neben dem Gehöft führt ein Uebergang über die Bahngleise und ein schmaler Nebbergpfad steigt zur Barockkirche Neubirnau hinauf. Ein hoher Uchthurm und die breite Fensterfront des mit der Wallfahrtskirche zusammengebauten Prälatenschlosses grüßen uns entgegen. In verlassenener, verödeteter Pracht. Die fürstlichen Aebte des zwei Stunden landeinwärts gelegenen großen Klosters Salem, die neben den Bischöfen von Konstanz und den Aebten von St. Gallen die mächtigsten Kirchenherren der Bodenseeregend waren, haben diesen schönen Sommeritz um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an den See hinausgebaut. Jetzt ist der Platz um die Kirche rings mit dichtem Gras bewachsen, hohe Bäume tasten mit ihren sich leise regenden, halb entblätterten Wipfeln in die Rundbogen der verstaubten langen Fenster; die einzigen lebenden Wesen, denen wir begegnen, sind ein paar Hühner, die gravitätisch nickend die Schloßfront entlangkommen: so mag einst der würdige Abt mit seinen Kaplänen post coenam sich hier ergangen haben.

An einem Seitenflügel entdecken wir hoch über dem Boden einen Klingelzug und rühren ihn. Es geht weit durch die Flure, Treppenkorridore und Hallen des alten Gebäudes. Nichts. Noch einmal! Wieder läuft der schrille, heischende Klang durch die Gänge und sucht nach einem Kastellan, einem Wächter oder Kutscher. Richtig: er hat auch ein menschliches Wesen gefunden. Eine alte Frau steckt den Kopf aus einem Fenster und giebt ein Zeichen, daß wir warten sollen. Dann knarrt die Thür und wir treten ein. Zuerst in die Kirche. Sie wird, wie das Schloß, nicht mehr benutzt, muß aber, alten Bestimmungen gemäß, baulich im Stand erhalten werden. Sie ist, wie die italienischen Kirchen, leer, so daß der Raum, auf breiter Sohle ruhend, ganz zur Geltung kommt. Dennoch ist es nicht die Raumwirkung, die im Eindruck vorherrscht. Die traumhaft wirre, überladene Barockdekoration, die hier plötzlich von jeder Beziehung zum Leben abgelöst, wie in verzerrter Schauspielergeberde erstarrt ist, zerfällt mit üppigem Schnörkelwerk den reinen Raum, der für unser Gefühl dadurch seltsam belebt, gespenstisch wird. Er ist, wie der Traum, zugleich Leere und Fülle: durchsichtige Bildschatten stehen in ihm.

Wir gehen langsam auf dem gepflasterten Grund dem bizarr phantastischen Hochaltar zu, der mit seinem Schattendunkel in all dem weißen und bunten Schimmer der Pfeiler und Wände ein Ruhepunkt ist, dessen Formen allein in dem hellen Gewirr für unser Auge Gestalt werden. Er erscheint jetzt wie der malerisch belebte erhöhte Hintergrund einer Bühne: zwei breite, flache und geschwungene Stufen, die rechts und links von Pfeilern wie von prächtigen Soffiten flankirt werden, führen zur eigentlichen Szene, über die der Hochaltar wieder mit drei Stufen ansteigt. Ein in tiefe purpurne Farben gewandetes fürstliches Drama könnte hier dargestellt werden, eins, dessen Rhythmus ruhiger, größer sein müßte als die schöne, aber sich auflösende Architektur ringsum, in dem gewaltige, doch wie Kasse auf Ziele zu gebändigte Leidenschaften ringen würden. Ich sehe eine Gruppe und halte den Schritt an: zur Rechten auf den Stufen des Hochaltars, in gedämpftem Scharlach, ein königlicher Mann, sich stolz halb zurückbiegend wie eine Gestalt des Barock, so daß Kraftvollgefühl seines gespannten Leibes gewinnen; links im Vordergrund violette, dunkelgrüne, schwarze Frauen sich scharend um eine hohe, in graue Erde gekleidete Fürstin mit silbernem Schmuck, die mit ihren Blicken den Mann herabreißt; verstreute dunkelgrüngekleidete unschlüssige Männer zur Rechten.

Meine Freunde sind hallenden Schrittes weiter nach vorn gegangen und ersteigen eben die Bühne. Sie stehen hochaufliegend, den Kopf zurückgelegt, hinaufdeutend, wie eine Gruppe Bewundernder, Anbetender, zusammen. Auch in dieser breiten Architektur ist der Zug zur Höhe, den alle Kirchenbaukunst immer erstrebt, noch lebendig genug und ergreift den ruhigen Beschauer. Die alte Frau weist uns hoch im Deckengemälde, in eines Engels Hand, einen Spiegel und auf dem Boden einen Stein, von dem aus man sich selbst in dem in Wolken gehaltenen Spiegel sieht.

Architektomsch ist die Rückseite des Raumes mit ihrer klaren, weniger überladenen Gliederung, der senkrechten Dreitheilung der Schlußwand, deren Höhe in zwei niedrigen und einem gehobenen Stodwerk aufwächst, und der hier wirksamer hervortretenden oberen Galerie, erfreulicher und reiner. Mit ihr stoßen die Gemächer des Schloßes an die Kirche, getäfelte, raumschöne, in die Nebberge und den See hinaussehende, still vornehme Zimmer, die auf breite, lange Flure und an flachstufige, massiv geländerte Treppen münden. In Allem der Eindruck des in allmählicher Verfeinerung weit über seine Wurzeln emporgewachsenen, von dienenden

Erdbkräften scheu und geduldig getragenen, von der Scholle fast ganz abgelösten Lebens. Ein seltsamer Unterton dazu die theatralische Ueetheit des Materials: Stuck und Holz, die, künstlich gefärbt, weißröthlichen Marmor darstellen.

Wieder steigt unser Boot dem walbigen Ufer entlang. Ueberlingen, die alte freie Reichsstadt, ist aufgetaucht und nähert sich rasch. Wenige Menschen nur sind auf den schnell zurückfliehenden Hafenanlagen zu sehen. Ich denke meines ersten sommerlichen Besuches in dem malerischen Ort. Da habe ich den ganzen Nachmittag damit zugebracht, in seinen Gassen und Gäßchen herumzulaufen, die alten Gebäude anzusehen, mit leisem und doch von allen Wänden widerhallendem Tritt den Frieden seiner Kirchen und Kapellen aufzusuchen. In dem hohen, fünfgeschiffigen Münster, das ein spätgotischer Meister baute, habe ich lange gesessen. Einige betende Frauen und ich, ganz weit von einander am Grunde des wachsenden, dunkelnden, kühlen Raumes. Das Licht einiger Dankkerzen flackert an einem Seitenaltar im farbigen Schatten unter dem gemalten Fenster. Ritunter kam oder ging Jemand. Das Tageslicht fiel durch die Thür, ein schlurfender Schritt, ein Haufen, die rasch wieder und aufzuende Bewegung eines Mädchens am Gitter vor dem Hochaltar. Dann Stille und Betrachtung wie zuvor. Die heiligen Personen, die überall auf Altären stehen oder mit kleinen Sockeln an den Pfeilern angebracht sind oder aus dem bunten, fremden Raum der Bilder in das Kircheninnere hinüberschweben, scheinen die wenigen Besucher nicht zu beachten. Ihre sakrale Starrheit ist verstaubt und leblos.

Dann blieb ich wieder vor dem alten Rathhaus stehen. Das Wappen der Reichsstadt mit dem schwertragenden Löwen prunkt stolz im Giebel. Die feste Mannhaftigkeit, die in den kleinen Stadtrepubliken als eigenstes Gewächs gedieh, hat auch in Ueberlingen gewaltet. Ringsum hat sie sich hier an der Landseite mit senkrecht tief in den Sandstein geschnittenen Gräben umgeben, in denen heute umgrünte Promenadenwege führen, zwischen hellen Felswänden. Ueber einer tiefen Stelle des Grabens schwebt oben ein feinerer Brückenbogen. Das Dach eines weißen Plauwagens leuchtet in dem grünen Schatten des Grabengrundes.

Als ich auf dem Abendschiff zurückfuhr, baute sich in mir aus Thoren, Thürmen, auf der Höhe über dem Gassen des Volkes gelegenen Patrizierhöfen, aus Klostern, Kapellen, Rathshäusern und dem Gewirr der schmalen, steilen, aneinandergebrängten Häuser, mit ihren von den Kirchendächern breit überragten Giebelgassen eine raunende mittelalterliche Stadt, in der farbig und groß das Leben fluthete, mit Jubel und Schreden. Und diese Stadt wuchs hinaus in das leuchtende, geträumte Abendgewöl.

Während ich noch in Gedanken versunken war, hatten die Freunde in großem, sicher in die Fluth gezeichnetem Bogen gewendet. Die Sonne war blaß geworden. Wir fuhren aus der Enge des Buchtenarmes wieder der blaugrauen, sich in Düst hüllenden Seeferne zu, die ruhig und unbewegt vor unserem gerade in sie hinein gesteuerten Motor stand. Rechts tritt uns die dunkle, hohe Schloßinsel Mainau, einst Sitz eines Deutschordens-Komthurs und jetzt Großherzogliche Sommerresidenz, mit ihren aus Wipfeln aufragenden Gebäuden nah und löst sich, zurücksinkend, weit von dem Ufer, das hinter ihr hochansteigt und sich dann sanft zu dem friedlichen Fischerdörfschen Städtchen niedersenkt. Wiesen, ein Uferwald: und unser Boot verläßt den Ueberlingersee. Die graue Ferne, in die wir so senkrecht hineinfuhren, macht plötzlich eine große Kreisförmigkeit rückwärts und die Dämmerungslücher des nicht mehr fernem Konstanz stehen aufblitzend vor dem Bug des Schiffes.

Weimar.

Wilhelm von Scholz.



Selbstanzeigen.

Aus Rembrandts Radirungen. Mit einer Einleitung: Des Künstlers Persönlichkeit und sein Werk von Severin Rüttgers. Herausgegeben vom Jugendschriftenausschuß des Allgemeinen Lehrervereins. Berlin, Fischer & Franke.

Nach Dürers wunderbar traurigem „Marienleben“ sind nun ausgewählte Radirungen Rembrandts als zweite Folge des „Hauschages deutscher Kunst der Vergangenheit“ erschienen, das eine Reihe erlesener Kunstwerke enthalten wird. Ich nenne nur Hans Holbeins „Totentanz“, Hans Sebald Behams „Planetenfolge“, Dürers „Apokalypse“, „Große Passion“ und „Kupferstiche“. Jedes Heft, für dessen feine archaische Herstellung der Name des Verlages bürgt, ist um den erstaunlich wohlfeilen Preis von einer Mark zu ersehen und also wohl Allen zugänglich, die es lockt, mit der großen Kunst einer versunkenen Zeit vertraulich Zwiesprache zu halten. Es ist etwas Köstliches, an Abenden, da die Müdigkeit die Glieder löst und selbst die leichteste Lecture nicht mehr zu fesseln vermag, so spielend, halb träumend

in jenen wunderbaren zu dringen, deren Weisheit dem menschlichen Verstande so wunderbarlich seltsame Geschichten erzählen. Es ist, als ob sich Arbeit und Mühsigang der Hände reichten, wenn wir uns über Blätter drücken, deren Menschen und Landschaften so liebe Sprache zu uns sprechen, daß wir oft glauben, nun stünde die Zeit selbst hinter uns und hielte den Athem an. Oder wir sind Könige und lassen immer wieder die ganze Reihe der Seiten an uns vorüberziehen und freuen uns im Stillen über Den, der uns die Nacht dazu gegeben hat, so selig schauen zu dürfen. So kann es geschehen, daß wir vielleicht einer Liebe zu ihm inne werden, weil wir so voll von überströmender Dankbarkeit sind. Auch ich bin über die Brücke eines solchen Abends in Rembrandts Land gekommen und habe mich gewunder, wie schön und reich es ist. Vielleicht ist er im Portrait nicht so schön wie der stolze Frans Hals, der seinen Menschen eine spöttische und doch hoheitsvolle Ueberlegenheit verleiht; vielleicht sind seine Landschaften nicht so innig und gemüthlich wie die Ruysdaels, nicht so voll Andacht wie die Jans van Goyen, aber es ist etwas Machtvolles, etwas Heiliges in diesem Schaffen, das alle Seiten der Welt und der Seele gleich liebevoll umspannt, das die Dunkelheit liebt wie das Licht, das sie verschleucht; das von der Ebene träumt, die der blasse Himmel berührt, und von den Bäumen und Windmühlen, die Sturm und Regen entgegenstehen. Da fällt die Gloriole des Jesuskindeleins im silbrigen Schein auf die Gewänder des knienden Priesters, da überfluthet ein Meer von Licht die Mühseligen und Kranken, die vor dem Erlöser Heilung ersehen. Und groß und leuchtend geschieht auch die Befreiung an die Hirten, die das Uebermaß des göttlichen Lichtes nicht ertragen und in wilder Flucht mit ihrer Herde über die Waldpfade dahinsüßzen. Und dann eine Reihe von Bildnissen, voran das des Meisters selber. Den Schluß aber bildet der berühmte „Jahns“, der, der geheimnißvollen Lichterscheinung zugewandt, mit allen Sinnen weit ins Verborgene hinüberstrebt, wie Rembrandt selbst, aus der Enge und Dampfsheit seines Lebens von unermeßlichem Leuchten gelockt, geträumt, Fernen sehnsuchtsvoll entgegenbangte.

Wien.

Felix Braun.

Deutsche Universität und deutsche Zukunft. Jena, Diederichs. 2 Mark.

Anklagen gegen die deutsche Universität hat man zu aller Zeit gehört; sie sind durch die eigenthümliche Zwitterstellung der Universitäten bedingt, daß sie abhängige Staatsanstalten seien und doch zur Unabhängigkeit erziehen sollen. Auch haben sich die Universitätslehrer, die die Macht besaßen, immer zusammengethan, um Einflüsse fern zu halten, die ihnen unlieb oder verderblich schienen, während sie in Wirklichkeit fruchtbar und wohlthätig wirken konnten. Solche Anklagen wollte ich nicht wiederholen; ich habe meine Betrachtungen veröffentlicht, weil, wie mir scheint, die Entwicklung, der die Universitäten heute zutreiben, zu gefährlich ist, als daß man ihr schweigend zusehen dürfte. Die Unabhängigkeit, die früher trotz Allem bestand und auf die unsere Hochschulen nicht mit Unrecht sehr stolz waren, hat in den letzten Jahren erschreckend abgenommen; man pflegt auch nicht mehr die Bildung um ihrer selbst willen; in den Mittelpunkt des Unterrichtes hat sich das Examen gedrängt (ähnlich wie auch auf der Schule); die Wissenschaften haben sich bis zur Verwirrung und Unabsehbarkeit vervielfältigt und verlieren oft den Kontakt mit einander; die einzelnen Wissenschaften stellen so hohe Ansprüche, daß der Student all seine Kraft dem Fach opfern muß und nicht für seine Ausbildung zum Bürger und Menschen sorgen kann; auch die Dozenten kümmern sich zu oft nur um ihre Wissenschaft, an der sie zudem das Technische und Handwerkmäßige übersehen; ihre Laufbahn ist ihnen die Hauptsache und die Wissenschaft, die Gesamtinteressen der Universität übersehen sie. Die Folge dieser Zustände sieht und spürt man überall. Unsere Universitäten sind wohl ausgezeichnete Fachschulen und ihre Wirksamkeit dehnt sich immer weiter aus; doch den engen Zusammenhang und die führende Stellung in unserem inneren geistigen und im politischen Leben haben sie verloren. Handelte sich um eine beklagenswerthe, aber unvermeidliche Entwicklung, so mühte man es schweigend hinnehmen. Ich halte aber eine Besserung für sehr möglich und darum für dringend nothwendig und ich schlage vor: eine Verjüngung der Vorlesungen (nicht allein das Gelehrte und Fachwissenschaftliche, auch das Lebendige und allgemein Bedeuthame ist hervorzuhoben); eine Aenderung des wissenschaftlichen Betriebes (Entlastung der Universitäten, Vermehrung der Akademien und Steigerung ihrer wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit); eine energische und aufopfernde, gründliche und vorurtheillose Erfassung der Gegenwart nicht nur in volkswirtschaftlichen, sondern auch in literarischen, geschichtlichen und nationalen Vorlesungen; eine Ausbildung des Studenten nicht zum Beamten und Gelehrten allein, auch zum unabhängigen Menschen und Bürger, zum Lehrer, der Verstandniß hat für heranwachsende Knaben und werdende Individualitäten, zum Zeitungsschreiber, der eine wirkliche politische und geschichtliche Erziehung genoß. Ob und wie meine Vorschläge durchzuführen sind, mögen Sachverständige prüfen. Die deutschen Universitäten sind ein nationaler Besitz, den kein anderes Volk nachahmen kann; es ist gar nicht auszu-denken, was Deutschland verlore, wollte es ruhig zusehen, wie diese Universitäten sich selbst zerstören.

München.

Friedrich von der Leyen.



Die Goldkrisis.

Die industriellen Krisen der früheren Jahre entstanden dadurch, daß ein unberechtigt großer Theil der Nationalvermögen immobilisirt war und somit das Betriebskapital zu fehlen begann. Sie waren Kapitalkrisen. Die chronische Krisis, in die wir Ende 1906 eingetreten sind und die länger zu dauern, aber in milderer Form zu verlaufen scheint, weil der wirthschaftliche Körper diesmal nicht durch Ausschweifungen geschwächt ist: diese neueste Krisis unterscheidet sich von den vorangegangenen in einem wesentlichen Punkt. Auch sie ist zwar erzeugt durch die unaufhaltsame, lebendige Kraft der industriellen Investitionen, aber sie ist ins Leben getreten, noch lange, bevor das mobile Kapital des Landes wirklich erschöpft war. Wer sich der Kalamität des Jahres 1901 erinnert, Dem muß vor Allem gegenwärtig sein, wie plötzlich die Aufnahmefähigkeit des Geldmarktes schwand. Jedes Placement war unmöglich. Das Börsengeld war knapp, alles Kapital schien verbraucht. Die Industrie war sich vollkommen bewußt, daß sie weder gegen Obligationen noch gegen Aktien noch gegen Sicherheiten Mittel erhalten könne. Gemeinden und Staaten rechneten mit diesen Schwierigkeiten. Viele Emissionen waren mißlungen; der Versuch konnte nicht mehr gewagt werden.

Die heutige Lage ist nicht die selbe. Die Werthung der Fonds entspricht einem theuren Geldstand: sie ist also niedrig und verlockt die Hersteller neuer Werthe nicht zum Ausbieten. Wer aber heute dem Publikum eine den Zeitverhältnissen entsprechend gewerthete Kapitalanlage anzubieten hätte, Der würde bereitwillige Nehmer finden. Sind doch selbst von den neuerdings ausgegebenen Stadtanleihen und festverzinslichen Industriewerthen sehr erhebliche Beträge untergebracht worden, obwohl ihre Verzinsung wesentlich unter dem Diskontsatz der Reichsbank blieb, und hat doch das Reich selbst neue Kapitalien aufgenommen, die, bei ansehnlicher Verzinsung, bereitwillig gewährt wurden. Gut rentirende industrielle Unternehmungen erhöhen ihr Aktienkapital unbesorgt und wissen, daß sie bei annehmbaren Emissionsbedingungen ihre neuen Aktien ohne Weiteres placiren.

Alles Dies war 1901 undenkbar; und der Kontrast beweist, daß heute nicht im selben Maß das mobile Wirthschaftskapital erschöpft ist, wenn auch (und Das ist das Wichtige) sein Preis (Das heißt: sein Zinswerth) so hoch gestiegen ist wie in der Zeit jener schweren Krisis. Außer der Knappheit müssen also noch andere Faktoren mitsprechen, um das Kapital zu vertheuern.

Das Goldtresoroir der Reichsbank ist der Quell unserer Währung. In diesem Behälter berührt und vermischt sich das Wesen des Geldes und des

Kapitals. Er füllt und leert sich, wenn die Kapitalansprüche des Landes sinken oder steigen (in diesem Fall tauscht sich Geld- und Wechselbestand); er füllt und leert sich aber auch, wenn, unabhängig von dem Kapitalbedarf, das Metall, also das reine Geld, in Bewegung geräth. Um ein Beispiel einer zufälligen Goldbewegung zu nennen: ein reicher Mann brauchte sich nur den kostspieligen Unfug zu leisten, hundert Millionen Mark in Banknoten zu sammeln und diese zur Einlösung zu präsentiren: alsbald wäre ein ernsther Goldabfluß bewirkt, ohne daß in den Kapitalverhältnissen des Landes sich das Mindeste geändert hätte.

Ueber dem Nibelungenhort der Währung wacht der Reichsbankpräsident. Er beobachtet das Steigen und Fallen des gelben Fluidums, und wenn es bedenklich sinkt, so dreht er sein Ventil: er erhöht den Diskont. Aber alsbald äußert sich die Doppelnatur des Behälters: indem das Ventil den Abfluß des Metalls sperrt, würgt es zugleich den Strom des Kapitals. Um zu hindern, daß ein paar Millionen Goldstücke das Schatzhaus verlassen, wird der Zinswerth von Milliarden flüssiger Kapitalien in die Höhe geschraubt. Der Kaufmann in Tilsit und der Industrielle in Ruhrort, der Exporteur in Hamburg und sein Korrespondent in Shanghai: sie Alle haben höhere Zinslast zu verrechnen oder zu bezahlen, weil die Spielmarken des Weltverkehrs nicht im richtigen Kasten liegen. Berechtigt ist diese Wirkung, wenn Goldabfluß und Kapitalknappheit sich decken, gefährlich ist sie, wenn unabhängig vom Kapitalwerth das Gold seine eigenen Wege geht, wie es in unseren Tagen der Fall zu sein scheint.

Warum geht aber das Gold seine Wege? Und wohin führen sie? Hat es sich in eine der übrigen großen Kassen: London, Paris, New York, verirrt? Schwerlich; denn nirgends ist Ueberfluß. Vielleicht ist es noch unterwegs, vielleicht stagnirt es, vielleicht ist es versichert. Das Letzte scheint unglaublich und kommt am Ende doch der Wahrheit am Nächsten.

Jedes Jahr werden mehr als fünfhunderttausend Deutsche geboren und jeder Deutsche braucht ein Portemonnaie. Jedes dieser Portemonnaies füllt sich, langsam oder schnell, reichlich oder ärmlich; aber, ob viel, ob wenig, es enthält Cirkulationmittel. Das bedeutet schon eine Steigerung des Metallbedarfes in proportionalem Schritt: in Wirklichkeit ist sie beträchtlich stärker. Denn Löhne, Gehälter und sonstige Einkommen sind in den letzten Jahren gewaltig gestiegen: folglich auch der Verbrauch des Einzelnen. Das bedeutet eine zweite Steigerung des Metallbedarfes: denn je mehr ich am Tage zu zahlen habe, desto mehr muß ich Geld bei mir tragen; die schnellere Cirkulation des Geldes reicht allein nicht aus. Eine dritte Steigerung kommt daher, daß jeder Gewerbetreibende, der eine kaufkräftiger gewordene Menge bedient, seine Kassen reichlicher versehen muß und daß daher in den Zahlkästen der Krämer, der Trambahn-

Schaffner, der Kellner, der Fabrikassen, der Postanstalten die Geldstücke sich häufen müssen. Von kleineren Steigerungen des Bedarfes: Verbrauch der Technik, Verschleppung durch zahlreichere Auslandsreisende, baren Sparansammlungen, braucht nicht geredet zu werden: genug, daß der unsichtbare Goldvorrath des Landes viel stärker wächst als die ohnehin stark wachsende Bevölkerung.

Ähnliches ereignet sich in anderen Ländern mit zunehmender Volkszahl und wirtschaftlicher Thatkraft; und, was bedeutend ist, Silber führende Länder werden zum Goldglauben bekehrt.

Was bedeuten dagegen die anderthalb Milliarden Goldproduktion der Erde? Für jeden neugeborenen Kulturmenschen des Jahres eine einmalige Goldaussteuer auf Lebenszeit von einem Goldstück oder zweien.

Ein altes Wort der Bimetallisten, das falsch war, so lange man es hörte, beginnt, wahr zu werden, nachdem es verstummt ist: „Die Goldbede der Welt ist zu kurz!“ Wenn auch heute kein Mensch mehr im Ernst daran denkt, sie mit Silber zu füttern oder anzustücken, so hat man doch manch kleines Mittel eronnen, um die jeweils frierende Hemisphäre zu wärmen: Ausgabe kleiner Banknoten, Vermehrung des Courants, Erhöhung des Noten-Bankkapitals, Herabsetzung der Notendeckung. Diese Recepte verschreiben Palliative, und zwar zum Theil unwirksame, zum Theil gefährliche. Harmlos und vielversprechend präsentirt sich dagegen der Gedanke, den deutschen Checkverkehr zu heben; der einzige Fehler dieses Gedankens ist seine Undurchführbarkeit.

Der englische Kleinkaufmann hat ein Bankguthaben und zahlt mit Check. Hätte der deutsche Kleinkaufmann ein Bankguthaben, so würde er es benutzen, um Waaren zu kaufen und seinen Umsatz zu vergrößern. Denn seine Tüchtigkeit besteht darin, sein Geschäft bis an die Grenzen seiner Mittel und seines Kredites auszudehnen. Deshalb zahlt er mit Versprechungen: mit Wechseln. Es ist im kleineren Waarenverkehr bei uns nichts Seltenes, daß Wechsel über zehn Mark oder noch kleinere Beträge ausgestellt werden. Unser Check ist der Wechsel: ein Check auf die Zukunft.

Ueber die Waagen thöricht ist es, dem Reichsbankleiter die Schuld an der Geldvertheuerung zuzuschreiben. Er thut sein Bestes in der Bedienung des Ventils und ist für den Stand des Kreditwesens so wenig haftbar wie der Theaterkassirer für eine mangelhafte Aufführung.

Ist die Goldbede uns wirklich zu kurz geworden (und ist sie es heute nicht, so wird sie es morgen sein), so kann es uns auf die Dauer wenig helfen, die Beine krumm zu machen. Wir werden besser thun, uns nach einer neuen Hülle umzusehen. Daß die Möglichkeit besteht, die reine Goldwährung beizubehalten und dennoch die Menge des Circulationstoffes vom Goldbesitz unabhängig zu gestalten, wird sich aus dem Folgenden ergeben.

Das System der mit Gold gedeckten Noten geht von der alterthümlichen Vorstellung aus, die das Geld als eine Waare, eine Neutralwaare, anschaut. Diese Vorstellung war zutreffend, so lange die Menschen Metallschätze anhäuften, verstellerten und vergruben, um sie in Tagen der Noth oder des Uebermuthes zu wahren oder scheinbaren Gütern zu beleben. Heute ist Geld kein Schatz, sondern ein Verrechnungsbeleg. Es ist eine bequem theilbare, unpersönliche Anweisung auf einen Anspruch; und jeder Mensch trachtet danach, möglichst wenig Geld zu besitzen, wenn er auch nach Vermögen noch so heißes Begehren hegen mag. So beträgt denn der Geldbesitz eines Kulturlandes kaum mehr als ein Hunderttheil seines Reichthumes.

Wäre der Kredit des Hauses Rothschild oder des Herrn Rodeseiler unbegrenzt, so brauchte die Welt keine Münze und keine Banknote. Jede Zahlung könnte mit einer Anweisung auf ein Milliardenhaus geleistet werden. In jedem Großstaat giebt es aber eine Person, deren Kredit größer ist als jedes Einzelmögen, ja, praktisch (und besonders im Verhältniß zum Circulationsbedarf) unbegrenzt: Das ist die Staatsverwaltung selbst.

Der Staat schuldet seinen Bürgern viele Milliarden; und seine Gläubiger sind über dies Schuldverhältniß so beruhigt, daß sie es gutwillig dauernd — bei uns von Jahr zu Jahr — erweitern. Warum sollten nicht die Staatsgläubiger unter einander (und in einem Staat giebt es kaum einen Menschen, der nicht Staatsgläubiger ist oder es gern werden möchte) mit Anweisungen auf die Staatsschuld ihre Verrechnungen vornehmen und zahlen? Werden nicht schon jetzt Tausende von Zahlungen mit einem so unvollkommenen Mittel wie Briefmarken und Coupons geleistet? Könnten wir unsere Reichsanleihe-scheine oder Konsols zum Zahlungsmittel machen, so besäßen wir eine Circulation aus lebendigem Kapital statt aus totem Metall; und eine Circulation von beliebig erweiterungsfähigem Umfang: denn unsere Staatsschulden sind und bleiben größer als unser Bedarf an Umlaufsmitteln. Hiermit wird auch ein leicht fassliches Argument hinfällig: daß die Beflügelung der Schuldtittes der Schuldenmacherei des Staates ungebührlichen Vorschub leisten könnte.

Das Problem, Staatspapiere umlaufsfähig zu machen, scheint auf den ersten Blick paradox, denn zwei offenkundige Hindernisse bieten sich dar: erstens lassen die Obligationenzeichen selbst sich nicht genügend theilbar gestalten, ohne den praktische Zinsendienst zu erschweren, zweitens ist ihr Werth nicht stabil. Dieser Werth schwankt vielmehr periodisch je nach dem Heranreifen des nächst fälligen Zinsbetrages (die Börse gleicht diese Periodizität durch Stückzinsberechnung aus) und unperiodisch je nach dem Ausgleich des börsenmäßigen Angebotes und der Nachfrage, also nach dem Börsenkurs. Hieraus ergibt sich, daß das Werthpapier nicht in Natura als Geldzeichen dienen darf, daß vielmehr ein theilbares und vom Börsenwerth unabhängiges Abbild des Werth-

papieres geschaffen werden muß. Das ist ohne Weiteres möglich, und zwar auf folgende Weise.

Jedes solide Geldinstitut erhält das Recht, Reichsanleihe in Beträgen nicht unter einer Million Mark bei der Reichsbank zu deponiren. Der Deponent empfängt dafür Notenblanketts, die wir Kassenscheine nennen wollen, in einem Betrag, der gegen den denkbar niedrigsten Börsenkurs noch eine Ueberdeckung läßt, also etwa für eine Million dreiprozentiger Anleihe nominal 700 000 Mark, für eine Million dreieinhalbprozentiger Anleihe entsprechend mehr. Zur weiteren Sicherheit könnte der Deponent gehalten sein, einen relativ kleineren Betrag an Wechseln zu hinterlegen.

Die Kassenscheine sind gesetzliches Zahlungsmittel; sie werden von allen Reichs- und Staatskassen vollgiltig in Zahlung genommen, auch von der Reichsbank, die aber nicht verpflichtet ist, sie gegen Gold auszuwechseln. Vielmehr steht es im Belieben der Reichsbank, ob sie empfangene Kassenscheine behalten, wieder ausgeben, dem Deponenten zurückgeben oder vernichten will. In den letzten beiden Fällen hat der Deponent den Gegenwerth an die Reichsbank zu zahlen; wird der Kassenschein vernichtet, so steht das Depot dem Hinterleger zur Verfügung. Diese Entschließungsfreiheit sichert der Reichsbank die Integrität ihres Goldbestandes und somit die Unabhängigkeit der bestehenden Goldwährung; so wird die Gefahr beseitigt, daß die Kassenscheinwährung das Gold ins Ausland treiben könnte.

Nun entsteht die Frage, wem der Zinsgenuß der hinterlegten Reichsanleihe zufallen soll: der Reichsbank oder dem Deponenten? Zunächst wird ein erheblicher Betrag Keinem von Beiden gehören, sondern einem Dritten dem Reichsdaß mit Recht eine erhebliche Notensteuer beanspruchen wird. Von dem verbleibenden Zinsbetrage wird der Löwenanteil der Reichsbank gehören, die dem Hinterleger einen mäßigen, in Intervallen festzusetzenden Prozentsatz, nennen wir ihn Rebonifikation, abgeben wird. Wie hoch die Rebonifikation sich jeweilig beläuft, wird vom Diskontsatz abhängen. Bei hohem Diskont wird die Rebonifikation kleiner, bei niederem Diskont größer sein. Ist sie gleich Null, so hat der Hinterleger von dreiprozentiger Anleihe sich Geld zu etwa 4,3 Prozent beschafft, denn für je 700 Mark, die er erhält, opfert er den Zins auf nominal 100 Mark, die er hinterlegt.

Im Belieben der Reichsbank steht also Dreierlei. Erstens: wie viele Kassenscheine sie den Instituten auszugeben gestattet. Zweitens: wie viele von den ihr zufließenden Kassenscheinen sie im Portefeuille zu behalten wünscht. Drittens: wie hoch sie die Rebonifikation bemißt. Als Gewinn fiele der Reichsbank zu: der Zinsbetrag der hinterlegten Anleihe nach Abzug der Staatssteuern und der Rebonifikation, also ein Betrag, der, bei Ausgabe einer halben Milliarde Kassenscheine, jährlich eine achsstellige Ziffer repräsentiren dürfte.

Für den Hinterleger besteht der Vortheil, daß er bei jedem Geldstand Reichsanleihe in bares Geld verwandeln kann, das ihn niemals mehr kostet als ungefähr 4,3 Prozent.

Das Publikum erhält ein vollwerthiges Circulationmittel, das auf dem Kredit des Staates beruht; und zwar auf einem bereits bewilligten und anerkannten Kredit, der nicht zum Zweck der Gelderzeugung geschaffen ist, also auch nicht durch diese entwerthet werden kann. Von dem Werth des Circulationmittels kann sich Jeder überzeugen: der Kurs der Reichsanleihe steht täglich fest und gegen diesen Kurs bleibt eine hohe Ueberdeckung von durchschnittlich etwa 20 Prozent gewahrt.

Für den Staatskredit aber hätte die Einführung des neuen Circulationmittels neben der Rückwirkung der gebesserten wirthschaftlichen Verhältnisse eine bedeutende Folge. Das Problem der Bewerthung der Staatsanleihen, das bei einer jährlichen Durchschnittsemission von etwa 300 Millionen der Behandlung durch kleine Mittel widerstrebt und auch durch eine veränderte Anlagepolitik der öffentlichen Kassen schwerlich gelöst werden wird, dies Problem tritt in eine neue Phase. Denn es ist kaum zu bezweifeln, daß eine circulationsfähige Reichsanleihe einen ganz erheblich höheren Werth in sich trägt als eine immobile.

Sollten diese Darlegungen phantastisch wirken, so wäre darauf hinzuweisen, daß es ein Land giebt, das ein nahezu identisches System seit Jahrzehnten adoptirt hat, ohne seine vollwertige Goldwährung zu schmälern und ohne seinen wirthschaftlichen Aufschwung zu hemmen: die Vereinigten Staaten von Amerika. Mit Ausnahme eines kleinen Ueberbleibfels aus älteren Zeiten beruht die gesammte Papiercirculation dort auf Anleihen, die in Folge dieses Systemes bis auf den minimen Zinsfuß von 2 Prozent hinabkonvertirt werden konnten. Daß in Amerika keine centrale Regulirung dieses Geldsystems besteht, daß kein Staatsinstitut von der Art der Reichsbank die Circulation im Bedarfsfall erhöhen oder einschränken kann, hat freilich dem amerikanischen Geldmarkt zu Zeiten eine gewisse Sprödigkeit und Unelastizität verliehen. In Deutschland würde die Bond-Währung stets nur eine Hilfswährung bleiben; das Centralinstitut behielte den Einfluß nicht nur auf sie, sondern auch auf die bestehende Banknotencirculation und könnte daher stets die elastischen Fäden im Zusammenhang des Geldes mit dem Kredit schmiegsam erhalten.

Erweist sich die Voraussetzung dieser Erörterung als richtig: daß nämlich der Goldvorrath und Goldzuwachs der Welt auf die Dauer dem Bedarf des Zahlungverkehrs nicht Stand hält, so wird die Diskussion über diese Kalamität ein Jahrzehnt erfüllen und nicht eher schweigen, als bis ein System der Hilfswährung in den führenden Goldstaaten geschaffen ist. A.

Grosse Berliner Kunst-Ausstellung 1907

im **Landes-Ausstellungs-Gebäude**

am Lehrter Bahnhof

27. April bis 29. September

Täglich von 10 Uhr an geöffnet.

— Eintritt 50 Pf. (Montags 1 Mk.) Dauerkarten 6 Mark. —

Im Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: Festsäle, Terrassen, Café u. Conditorei, gedeckte Gartenhallen, Fontaine lumineuse. Dejeuners v. 2,50 Mk. an b. 2 Uhr Nachm. Dinners u. Soupers von 4 Mark an. Doppelkonzert. Illuminationsabende grossen Stils.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Kurhaus von Dr. Rheinboldt in Bad Kissingen für chronische Verdauungsstörungen

Herz-, Nervenleiden, Mast- und **Entfettungskuren**
nach wissenschaftlichen Methoden.

Prospekte auf Wunsch.

Villa Olga, Bad Kissingen.

GOERZ TRIEDER- BINOCLES



Prismenfernrohre für Theater, Jagd,
Reise, Sport, Militär und Marine

Über

125 000 Stück verkauft.

In der deutschen und in ausländischen
Armeen als offizielle Dienstgläser ein-
geführt, Special-Modelle für Theater,
Jagd und Marine. Kataloge kostenfrei.
Zu beziehen zu den von uns festge-
setzten Preisen durch die Optiker aller
Länder und durch

OPTISCHE
ANSTALT

C. P. GOERZ AKTIEN-
GESELLSCHAFT

BERLIN-FRIEDENAU 56

London. Paris. New York. Chicago.

Kataloge über Cameras und photographische Artikel auf Anfrage.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.

Freitag, den 3./5. **Der Gott der Rache**
Sonntag, den 4. und Sonntag, den 5./5.**Robert und Bertram**Montag, den 6./5. **Der Revisor**

Kammerspiele.

Freitag, d. 3./5. 7 U. u. Sonnab., d. 4./5. 8 U.

Gyges und sein Ring

Sonntag, den 5. und Montag, den 6./5. 8 U.

Frühlings Erwachen

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Thalia-Theater

Täglich

Abends 8 Uhr

Wo die Liebe hinfällt.

Freitag, den 5./5. Nachm. 3 U. Eine lustige Doppel-Ehe

Theater des Westens.

Täglich

8 Uhr

Die lustige Witwe.

Ges'p'g. des Hamburger Operetten-Theaters. (Director Monti).

Neues Theater

Anfang 8 Uhr.

Bis auf Weiteres täglich:

Der Dieb.

Ein Stück in 3 Aufzügen v. Henry Bernstein.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 7/8. Direkt. Lieban.

Freitag, den 3./5. 8 U. **Martha**Sonnab., d. 4./5. 8 U. Premiere **Stradella**.Sonntag, d. 5./5. 8 U. **Der Waffenschmied**Montag, den 6./5. 8 U. **Stradella**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz

in 8 Bildern von Julius Freund.

Musik von Victor Holtzender.

Bender.

Massary.

Josephi.

Giampietro.

Phila Wolff.

Cabaret Unter den Linden 22.

Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.

Eliteprogramm Schlager.

Hotel und Café Dorotheenhof

Weingrosshandlung

Direktion: Richard Zernik

Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24,
neben dem Wintergarten.

Täglich: Nachmittags und Abends Gr. Künstler-Concert.

Für Magen-Darm-Zucker-Gichtkranke, Fettsüchtige Abgemagerte etc.

Dr. Oeders Diätkuranstalt, Niederlössnitz bei Dresden, Boitz 9

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— Terrains, Baustellen, Parzellierungen. —

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

— Sorgsame fachmännische Bearbeitung. —

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Am Nollendorfsplatz.
Freitag, d. 3., Sonnabend, d. 4., Sonntag,
d. 5. u. Montag, d. 6./5. 7/8 U.

Alt Heidelberg

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Jeden Freitag. Populäres Sinfonie-
Concert d. Mozartsaal-Orchesters
Jeden Sonntag. Populäres Concert d.
Mozartsaal-Orchesters. Dirigent
Hofkapellmeister Paul Prill.

Komische Oper

Gastspiel des Theater des Westens.
Freitag, den 3. und Sonntag, d. 5./5. 8 U.

Mamzelle Nitouche

Sonnabend, d. 4./5. 8 U.
Gastspiel v. d'André i. Barbier v. Sevilla.

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Kleines Theater.

Gastspiel d. Wiener Bürgertheater.
Freitag, den 3./5. 8 Uhr

Heimkehr

Sonnabend, d. 4./5. 8 Uhr
Das Kuckucksei.

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Lustspielhaus in Berlin

Täglich: Abends 8 Uhr.

Musarenfieber

Sonntag, den 5./5. Nachm 3 Uhr

Der Weg zur Hölle.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten
wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften
Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer
Werke in Buch oem. sich mit uns in Ver-
bindung zu setzen.

15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Wissenswertes

für Denkende. Höchst lehrreiches
Buch Preis M. 1.20. Probst, ab Bücher
gratis. R. Oschmann, Konstanz No. 515.

Photo-Apparate!

Ohne unseren neuen Katalog P, den wir
Jedermann umsonst und frei übersenden,
kauft man photogr. Apparate unbedingt

v o r e i l i g .

Union-Cameras werden nur mit Anastig-
maten von Goerz und Meyer ausgerüstet.
Lieferung gegen bequeme Monatsraten.

Stöckig & Co.

Dresden-A. 16 u. Bodenbacher Str.

Goerz Triöder-Binocles
Französische Ferngläser
Vergrößerungs-Apparate
gegen bequeme Monatsraten.





Saalecker Werkstätten

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Saaleck bei Kösen in Thüringen

Künstlerische Leitung: Prof. Schultze-Naumburg.

Abt. I: Architektur Abt. II: Gartenanlagen

Abt. III: Möbel und Inneneinrichtungen

Die Saalecker Werkstätten übernehmen den Bau oder die Anlage von Stadt- und Landhäusern, Gärten, Herrschaftshäusern, Schlössern, Villen, Gärten und Parkanlagen, sowie die Lieferung einzelner Möbel und ganzer Wohnungseinrichtungen.

Gebildete Menschen

beurteilen das von

Dr. med. M. Bonnefoy

geschriebene

Buch:

Gefühlskurven
der Nerven- und Gefühlskurven
der Nerven- und Gefühlskurven

als
eine ernste,
bedeutsame und
wirklich lebenswichtige
Neuerfindung.

Preis M. 1.80.

Durch alle Buchhandlungen
od. direkt (Briefm.) vom Verleger

Dr. M. Bonnefoy, Genf (Schweiz) 12

Spezialarzt f. Nerven- u. Geschlechtskrankheiten



Durch die Lupe besehen

gibt es kein bis in die kleinsten Teile sauber gearbeiteteres Rad, als das „Jagdrad“. Beabsichtigen Sie also ein Fahrrad anzuschaffen, so fordern Sie sofort per Postkarte unseren großen Hauptkatalog mit tausenden Abbildungen, welcher Ihnen sofort kostenlos und portofrei zugesandt wird. Derselbe enthält ferner: Nähmaschinen, Haushaltungsmaschinen, Schußwaffen, Zubehörsätze, Radfahrer-Bedarfsartikel und Sportartikel. Fünf Jahre Garantie. Auf Wunsch Ansiehensendung. Verkauf direkt an jedermann, also ohne Zwischenhandel.

**Deutsche Waffen-
u. Fahrrad-Fabriken**
in Kreiensen 20 (Harz).

Deutsche Ton- & Steinzeug-Werke

Aktiengesellschaft, Charlottenburg

(frühere Firma: Deutsche Thonröhren- und Chamotte-Fabrik).

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten, bei uns erhältlichen Prospekts sind

M. 750,000.— neue Aktien

der

Deutschen Ton- & Steinzeug-Werke Aktiengesellschaft, Charlottenburg,

No. 4668—5417

zum Handel an hiesiger Börse zugelassen.

Berlin, im April 1907.

Arons & Walter.

*Wenn Sie
angestrengt
arbeiten,*

so erhalten Sie Ihre nöthige Leistungsfähigkeit, oder stellen sie, wenn verloren, wieder her, indem Sie *Dr. Klopfer-Glidine* nehmen. Kein anderes Präparat erreicht die kräftigende Wirkung dieses natürlichen Nährmittels (reines Eiweiß mit Lecithin, wichtigsten Bestandteil der Nervensubstanz).

In Apotheken u. Drog., sonst vom Hersteller Dr. GOSMAR KLOPPER, Dresden-Leubitz.
Tägl. Ausgabe ca. 25 Pfg. Wissenschaftliche Broschüre kostenfrei.



Bildschön

ist ein zartes reines Gesicht mit rosigen, jugendfrischen Anzügen, weisser, sammetweicher Haut und blendend schönem Teint! Alles dies erzeugt: **Radebeul-Steckenpferd = Lilienmildt = Seife** von **Bergmann & Co., Radebeul-Dresden** allein echt mit Schutzmarke: **Steckenpferd**.
A Stück 50 Pfg. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Busch-Hand-Kameras

mit

Busch-Objektiven.

**Besondere
NEUHEITEN
1907.**

**Agel
Citkam**

**Rosa Spiegelreflex
Rosa Stero Nettel**

Mk. 36.— bis 340.—



Zu beziehen durch alle photograph. Handlungen, Kataloge 1907 gratis und franko.

Rathenow Opt. Ind.-Anstalt, vorm. Emil Busch, i. G. Rathenow.

Salzbrunner | Seit 1601
Oberbrunnen | medizinisch
bekannt.

Aerztlich empfohlen bei
Erkrankungen der
Atemungsorgane, Magen- und
Darmkatarrh, Leberkrankheiten,
Nieren- und Blasenleiden,
Gicht und Diabetes.

Versand
der Herzoglichen
Mineralwasser
von Ober-Salzbrunn.

Furbach & Striebold
Bad Salzbrunn v. Schl.



Schriftsteller

III Bekannter Verlag übern. litter.
Werke aller Art. Trägt teils die
Kosten. Auss. günst. Beding.
Off. unt. B. N. 205. an Hansen-
stein & Vogler A-G, Leipzig.

Weck's
Frischhaltung
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
dum
Noche auf Vorrat

Druckssachen über:

**Weck's Apparate zur Frisch-
haltung aller Nahrungsmittel**
kostenlos durch:

**J. Weck, Ges. m. b. Haftung,
Oeffingen, A. Sicking (Baden)**
Man verlange nur

Weck's Originalfabrikate
Überall Verkaufsstellen.

Ch. Corday, 492, rue Mar. Le Prince, Paris
Lief. Bilder u. Bücher aller Art u. aller
Sprachen, neu u. antiquarisch. Zusendung
porto- u. zollfrei. Auskünfte gratis.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

**Die wirtschaftliche Bedeutung
und Organisation**

der

Aktiengesellschaft.

Von

Dr. phil. et jur. Richard Passow,
Privatdozent an der Akademie für Sozial-
u. Handelswissenschaften zu Frankfurt a. M.

Preis: 5 Mark.

Soeben erschien d. 3. Auflage von

Das Kamasutram
des Vatsyayana.

(Die Indische Liebeskunst).

A. d. Sanskrit ühs. v. H. Schmidt.

500 Seit. br. 12 M., Geb. 14 M.

Dasselbe **Liebhaber-Ausgabe** nur in
25 Expt. g.-dr. 20 M., Pergmt. 30 M.

Inhalt: I. Abkm. II. U. d. d. Liebesgenuß. III. Der
Körper u. Mädchen. IV. U. d. verheirat. Frauen. V. U. d. freud.
Frauen. VI. U. d. Hellen. VII. U. d. Geheimnisse.

Liebe und Ehe in Indien.

Von Rich. Schmidt. 571 Seit. 10 M., Geb.
11½ M. Lux.-Ausg. 20 M.

Ausführliche Prospekte gratis franco.
H. Barsdorf, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Zur gefl. Beachtung!

Die Amateur-Photographie wird in immer weiteren Kreisen als überaus anregen-
der und bildungsfördernder Sport betrieben. Dank
dieser Tatsache ist unsere deutsche Industrie für photographische Apparate zu einer erfreu-
lichen Blüte gelangt und bringt auch dieses Jahr wieder eine hervorragende Auswahl neuer
Modelle, welche den Bedürfnissen des Publikums aufs glücklichste angepasst sind. Die auf
diesem Gebiete rühmlichst bekannte Versandfirma **Bial & Freund in Breslau** hat es
sich angelegen sein lassen, als die erste auf dem Platze dieser Neuheiten dem Publikum
in ihrer aussprechenden Art zugänglich zu machen, indem sie die Apparate zu durchaus
angemessenen billigen Preisen gegen bequeme Teilzahlung auf den Markt bringt. Der
heutigen Nummer liegt ein Prospekt der genannten Firma über photographische Apparate
und **Bensoldt-Prismen** bei, auf die wir an dieser Stelle ganz besonders hinweisen.

Sanatorium i. Magen-, Darm-
Leberleidende u.

Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer
Berlin SW. Königgrätzer Str. 110 c.

Waldpark-Sanatorium Blasewitz ^{bei} Dresden.

Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz-, Nervenkr.

3 Spezialärzte. — Winterkuren.

Sämtl. mod. Kurmittel. Aller Comfort. Prosp. Bes.: Dr. Fischer.

Sanatorium Schloss Niederlössnitz

Frühjahrskuren. Station Kötzschenbroda Dresden. Mildes Klima. Physik.-diätet. Behandl. nach Dr. Lahmann bei Nerven-, Herz-, Frauen-, Magen-, Darm-, Nierenleiden, Zuckerkr., Fettsucht, Rheuma, Gicht, Asthma. Prosp. frei d. die Direction K. Röhbe.

Kuranstalt

Prächtige Lage, Alpenpanorama. Erstklass.,
Komf. Vortreffl. mediz. Einrichtung. Für Erholungs-
bedürftige, Innere- und Nervenkrankte.

Physikal., diätet. Behandlung. Das ganze Jahr geöffnet.

Prospecte auf Wunsch.
Chefarzt:
Dr. Wiszawski.

bei München
im Isartal.

Ebenhausen

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Meiningen

Sanatorium für Nervenkrankte und Ent-
ziehungskuren. Modern nach physik.-diätet.
Prinzip geleitet mit Familien-schluss unter
dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte
Bettzahl. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

Bettzahl. Beschäftigungskuren. Freiluftkuren.

Naturgemässes

Erholungsheim

Grossjena

b. Rumburg a. S., Thür. St.

Prosp. d. Leitung.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte
mit gericht. Urteil u. Brzl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Briefmarken

Zertung gratis, Ankauf
von Sammlungen

Philipp Kosaek, Berlin, Burgstr. 12.

Niemand
kaufe wieder
Baukästen



Kneippkur in Wörishofen.

Broschüre über das Wesen der Kneipp-
kur u. Kurverhältnisse kostenlos durch
den Kurverein.

Elektr. Kuren

wirkungsvoller
als alle anderen Kuren.
Grossart. Erfolg. Selbst-
behandl. Apparate durch
nicht z. bez. Prosp. grat.
J. G. Brockmann
Dresden, Meissenerstr. 6.

Ächte Portweine!

Sortiment No. 1, 3 Fl. sortiert, Mk. 4,20.
Sortiment No. 2, 3 Fl. sortiert, Mk. 5,35.
Sortiment No. 3, 3 Fl. sortiert, Mk. 7,60.
Rotwein: St. Emilion per Fl. Mk. 0,75.
3 Fl. Mark 2,85. Reinheit garantiert
vers. p. Post inkl. Verpackung, friso. Nachm.
I. G. Heintzen, Westerstede (Oldb.).
Wein-Import und Versandhaus.

Soeben erschien die dritte Auflage von:

Erinnerungen an Richard Wagner

von

Angelo Neumann

ca. 350 Seiten mit Kunstbeilagen etc. brosch.

M. 6.—, geb. M. 7.50.

Nummerierte Luxausgabe M. 20.—.

Für Theater und Musik liebende Kreise von
höchstem Interesse; das kulturgeschichtlich
wertvollste und gleichzeitig amüsanteste Buch
der neueren Wagnerliteratur!

===== Ausführliche Prospekte gratis. =====

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.



SPORT

LAWN-TENNIS
 HOCKEY
 GOLF
 CRICKET
 FUSSBALL
 POLO
 REIT-SPORT
 AUTO-SPORT
 ANGEL-SPORT
 ALPINE-SPORT
 WINTER-SPORT
 GEWELDE FÜR JAGD UND SPORT
 SPORT-TRIOTAGEN UND
 SPEZIAL LAGER FÜR SPORT-
 BEKLEIDUNG

LINNÉ MIT KUNSTLICHEN
 SPORTBILDERN REICH DER FOD
 TE PREISLISTE SENDEN WIR AUF
 VERLANGEN GRATIS UND FRACHT
 GUT

BEACHTEN SIE LINNÉ COLLECTIV
 AUSSTELLUNG IN DER HALPTIN
 LE DER INTERNATIONALEN SPORT
 AUSSTELLUNG

KAVFHAVS
 DES **WESTENS**

GRÜND

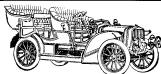
GEHRT

MORPHIUM

Entöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entöhnungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

All Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt freis. Zwanglose Entöhnung von

ALKOHOL**POPE** Pferdestärke 500,— M. compl.

mit Benzol

50 % Betriebssparnis.

Der einzige Wagen der mit Benzol wie mit Benzin läuft, ohne Umstellung.

Ing. Otto Pape, Berlin, Schiffbauerdamm 8.

Emil Wechsler & Co. Bankgeschäft

Tel. III 3047 u. 3048.

BERLIN C. 2, Burgstr. 26.

Tel.-Adr. Bankwechsler.

Kulante Erledigung aller in das Bankfach fallenden Geschäfte. Unsere Tages- und Wochenberichte über Börsen und Kuxenmarkt, sowie unsere monatlich erscheinenden „Finanziellen Mitteilungen“ stehen jedem Interessenten kostenlos zur Verfügung.

Kurhaus Schloss Tegel bei Berlin.

Sanatorium für Physikal.-diätetische Therapie.

Spezialanstalt für psychische Behandlung nervöser Zustände.

Arbeits- und Beschäftigungskuren.

Dr. J. Marcinowski.**ZÜST**

der erste Tourenwagen der Welt!

Wir bauen seit Jahren nur eine Type: Unsern 50 pferdigen grossen Tourenwagen. Wir bauen ihn daher vollendeter und preiswerter als jede andere Fabrik.

Fabriken
MAILAND und INTRA

Gegründet 1849

Kapital und Reserven
ca. 5 000 000 L.**BERLIN NW.**

Unter den Linden 42.



Napoleon I.

Kaiser der Franzosen, besuchte die Kellereien des Hauses

MOËT & CHANDON, Epernay

am 26. Juli 1807

*Die Kellereien des Hauses Moët & Chandon erstrecken sich bei
ungefähr 13 1/2 Km. Länge über eine Grundfläche von 56,230 □m
und sind damit die größten der Champagne.*

*Sie enthalten einen Weinvorrat von über 18 Millionen Flaschen,
daher die stets gleichmäßig vorzügliche Qualität von*

White Star „sec“

französisches Cuvée.

